

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument auszudrucken und aus ihm zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internetadresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors.



CHRISTIAN GRUBER

## Die Zwiebelhaut der Bedeutung

### *Eine Theorie der Subjektivität*

#### *Einleitung*

Die Erklärende Hermeneutik ist so etwas wie eine Insel der Ruhe in einem Ozean der interpretatorischen Aufregtheiten. Seit der Dekonstruktivismus und andere, auf Autopoiese, Selbstreferenzialität, Emergenz oder Systemtheorie abstellende Strömungen Einzug gehalten haben in der Literaturwissenschaft, ist man sich nur noch seines eigenen Urteils sicher – und lässt alles andere nicht mehr gelten. Und da sowieso jede andere Deutung in dem Ruch steht, bloß wieder einen neuen Machtdiskurs begründen zu wollen bzw. einem solchen unbewusst zu unterliegen, gilt es, die eigene Position mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Das Ergebnis ist ein theoretisches Wettrüsten, in dessen Zentrum nicht mehr die Objektivierung, die Suche nach einer gemeinsamen Basis für den jeweiligen hermeneutischen Zugang zum Text steht, sondern die Subjektivität und ihre Gefolgschaften. Wer zwängt sich in wessen Forschungsbunker, lautet die Leitfrage. Und nicht: Was sagt uns der Text in seiner jeweiligen Schicht?

Vielleicht, so meine Überlegung, würde es allen geisteswissenschaftlichen Kombattanten einmal gut tun, sich ganz grundsätzlich mit dem Begriff der Bedeutung auseinanderzusetzen, etwas allgemeiner formuliert: mit den Ausformungen der Subjektivität nicht nur, was die Welt der biologisch-neurobiologischen Subjektivität des Lebens, Handelns und Denkens betrifft, sondern auch, was den Anfang von allem betrifft – unsere Vorstellungen vom kosmologischen Geschehen. Denn Subjektivität und Bedeutung sind allgegenwärtig, nicht nur im literarischen Diskurs oder in der Psychologie. Wer das verstanden hat und wer sich die unterschiedlichen Ausprägungen, die Bedeutung und Subjektivität in den unterschiedlichen Schichten haben, klar gemacht hat, der kann hinunterschauen auf den gemeinsamen Grund, von dem aus wir erkennen. Und es werden vielleicht einige der Bocksgeänge etwas abschwellen, die hinter jeder Objektivierung, wie sie zum Beispiel die Erklärende Hermeneutik unternimmt, sofort eine Beschneidung und Vereinnahmung der Forschungs-, Interpretations- und Methodenvielfalt wittern.

#### *1. Subjektivität und Biologie*

Seit Leben auf der Erde existiert, gibt es Bedeutung. Denn die Organismen sind es, die durch ihr Überleben definieren, was für sie nützlich und was für sie schädlich ist. Anorganische Materie kennt diese Unterscheidung nicht. Sie assoziiert sich nach allem, was wir heute wissen, auf Grund universal gültiger Kräfte wie Abstoßung und Anziehung oder Reaktion und Stabilität. Bedeutung ist also nicht nur das, was insbesondere die Geisteswissenschaften gern für sich vereinnahmen: Die Generierung von Sinn in der menschlichen Gesellschaft. Bedeutung beginnt da, wo ein Einzeller einen bestimmten pH-Gradienten gezielt aufsucht und einen anderen meidet; oder wo Bakterien an Wurzeloberflächen im Boden über Feststoffe, Gele, Flüssigkeiten und Gase mit zahllosen anderen Organismen und Lebensgemeinschaften kommunizieren, indem sie eine Mischung aus Zelldichte, Zellverteilung

und Diffusionslimitierung durch räumliche Bedingungen wahrnehmen und auf Schmarotzer und andere schädliche Einflüsse reagieren mit der Produktion von Antibiotika oder eines Biofilms.<sup>1</sup> Bedeutung endet schließlich da, wo literarische Texte interpretiert werden und politische oder religiöse Ideologien aufeinander prallen, bei der Deutung von Welt durch den Menschen. Bedeutung beginnt mit dem Leben. Zwischen dem Bedeutungsbegriff, der eng mit dem Selbsterhalt verbunden ist, wie die Existenz eines Einzellers, und dem Bedeutungsbegriff, der vor allem eine Selbstbeschreibung meint, wie ihn die menschliche Kultur hervorgebracht hat und täglich neu hervorbringt, besteht also aus kosmologischer Sicht allenfalls ein gradueller Unterschied. Aber kein prinzipieller.<sup>2</sup>

Das erklärt unsere Probleme mit dem Erkennen. Da Leben, will es überleben, nie das für die eigene Existenz Bedeutsame ausklammern kann, bleibt es beim Erkennen von Welt immer auch auf die subjektiven Residuen verwiesen, die ihm Überleben ermöglichen. Deshalb ist die Frage „Was ist Bedeutung?“ untrennbar verwoben mit der Frage „Wie entsteht Bedeutung?“. Im Falle des Einzelers sind es seine Rezeptoren, die ihn vor einem schädlichen pH-Milieu warnen und die seine Wahrnehmungsleistung bestimmen. Im Falle des Menschen ist es sein Erkenntnisapparat, der sich im Laufe von Jahrmillionen unter dem Eindruck einer feindlichen Umwelt und unter dem Druck der sexuellen und sozialen Auslese herausgebildet hat. Diese bedeutungserzeugenden Anteile unserer Denkinstrumente stehen uns im Weg, wenn wir Welt „objektiv“ erkennen wollen. Sie trennen uns vom anorganischen Zustand des Kosmos, verbinden uns aber gleichzeitig über eine *Nützlich/Schädlich-Dichotomie* mit ihm.

## 2. Subjektivität und Quantentheorie

Für viele klassisch geprägte Physiker stellt das größte Problem in der Quantentheorie die Verschränkung von Beobachter und zu untersuchendem Objekt dar, die sich ergibt, wenn man den Messprozess einbezieht. Die Tatsache, dass im subatomaren Mikrokosmos jede Messung gleichzeitig ein Eingreifen in den Ablauf des Experiments bedeutet, stellt das naturwissenschaftliche Paradigma vom objektiven Erkennen auf den Kopf. Nun hat aber auch die Quantentheorie ihre Varianten, literaturwissenschaftlich gesprochen: ihre Interpretationsprobleme, die so weit gehen, dass nicht wenige Forscher und Philosophen die Frage stellen: Gibt die Physik Wissen über die Natur?<sup>3</sup>

Ganz grundsätzlich ergibt sich das Problem, dass die Bewegungsgleichungen, die die Zustandsänderungen des Systems beschreiben, deterministischer Natur sind, wohingegen die Beobachtungsergebnisse in Wahrscheinlichkeiten ausgedrückt werden müssen. Man kann das nun interpretieren als rein symbolisches Schema, das Messergebnisse voraussagt, aber dabei keine realen Objekte beschreibt, wie Bohr<sup>4</sup> das sieht. Oder aber, wie Heisenberg, einen Möglichkeitsbegriff einführen, eine neue Realität, die nicht in den klassischen und raumzeitlichen Begriffen beschrieben werden kann, an die wir uns gewöhnt haben. „Die Wahrscheinlichkeitsfunktion“, schreibt Heisenberg, „vereinigt objektive und subjektive Elemente. Sie enthält Aussagen über [...] Tendenzen (Potentia in der aristotelischen Philosophie) und diese Aussagen sind völlig objektiv, sie hängen nicht von irgendeinem Beobachter ab. Außerdem enthält sie Aussagen über unsere Kenntnis des Systems, die natürlich subjektiv sein müssen, insofern sie ja für verschiedene Beobachter verschieden sein können.“<sup>5</sup>

Trotz des Realismusproblems und seines epistemischen Vorbehalts schälen sich m. E. zwei grundlegende Ansätze heraus, mit der sich das Quantenmodell angesichts der in vielen Disziplinen geführten Debatten um Emergenz und Reduktionismus<sup>6</sup> als dritter Weg empfiehlt, um Mikrostruk-

---

<sup>1</sup> Vgl. Hense/Kuttler et al. 2007

<sup>2</sup> Anmerkung: Ich werde im Zusammenhang mit dem sozialen Handeln den Bedeutungsbegriff, der sich auf eine individuelle Bedeutungsgenerierung bezieht, als Sinn ansprechen, das unbewusste, kollektive sozio-kommunikative Handeln dagegen als Semantik, von der ich ein bewusstes Handeln (etwa Lesen oder Interpretieren) abgrenze

<sup>3</sup> Vgl. Arendes 1992

<sup>4</sup> Vgl. Bohr 1985

<sup>5</sup> Heisenberg 1973: 36

<sup>6</sup> Vgl. für den Begriff Emergenz: Stephan 1999; für die soziologischen Emergenz-Debatten: Albert 2005: 387-413; für

turen und Makroeffekte zu verzahnen: sein dynamisches Element und das holistische Prinzip, das ihm zugrunde liegt. Die Dynamik berücksichtigt das Quantenmodell in Form der Zustandsänderungen, denen ein System beim Beobachten unterliegt. Holistisch arbeitet es, weil es alles mit allem verschränkt. Die von Heisenberg als real interpretierte Subjekt-Objekt-Verschränkung bei der Beobachtung findet sich analog auch außerhalb der Quantenwelt, etwa in kommunikativen Zusammenhängen. Hier stellt sich ein Realismusproblem, weil soziale Kommunikationskontexte physikalische Realitäten schaffen (Denkmäler, Museen, Staudämme), die es ohne die sozialen Kontexte (»Kulturen«) nicht gäbe. Insofern schafft auch Bewusstsein physische Fakten in der Welt. Soziale Kontexte können darüber hinaus ihre Zustände sehr schnell ändern, was wiederum die uns umgebende (teilweise selbst erzeugte) physische Welt imprägniert und erneut Rückwirkungen auf das Subjekt und die Gesellschaft hat. Dynamik und Verschränkung lassen sich also auf allen Ebenen von der Mikro- bis in die Makrowelt finden. Allerdings handelt es sich hier um ein geschlossenes System, das streng genommen keine Kreativität zulässt, die systemüberschreitend wäre, weil immer schon alles in ihm angelegt ist, auch jede Ausprägung der Kreativität. Anders formuliert: Unter dem Blickwinkel der Kosmologie gibt es das Neue als Kategorie nicht (siehe unten).

Der epistemische Vorbehalt, den die Quantentheorie im Realismusproblem anspricht, die Frage also, ob wir in einer objektiv gegebenen Subjekt-Objekt-Welt leben, oder ob das Subjekt die physikalische Welt nur subjektiv interpretiert und mithin Bedeutung ohne faktische Konsequenzen erzeugt, macht in der Alltagserfahrung wenig Sinn. Soziale Kontexte, in die auch die Literatur gehört, stellen sich uns als offenes System dar mit unvorhersehbaren Entwicklungen. Selbstverständlich ist es so, dass tagtäglich ein gegebener Lebenskontext die Entscheidung eines einzelnen Bewusstseins verlangt; bei jeder Entscheidung legt, quantentheoretisch gesprochen, das Individuum das System für einen kurzen Augenblick auf einen bestimmten Zustand fest, es schafft ein soziales und – etwa im Falle des Künstlers, Ingenieurs oder Architekten – ein physisches Faktum; definiert werden dabei ungewollt bzw. unbewusst die Ausgangsbedingungen, von denen aus sich das individuelle Bewusstsein und der damit verschränkte soziale bzw. physische Kontext bis zu einem neuen Zustand entwickeln, der neue Entscheidungen erzwingt. Weil Individuen aber nicht nur für sich, sondern auch mit anderen und für andere entscheiden und ihre Perspektive immer die ihrer unmittelbaren Lebenswelt ist, trifft man ständig auf das Unerwartete, Kreative, Neue. Wir leben in einer Welt der Feedback-Strukturen, der unvorhersehbaren Sprünge, in einer Welt, in der für uns neue Eigenschaften oft nicht auf ihre systemische oder materielle Basis zurückgeführt werden können und in der alles mit allem verbunden ist. In diesem Kontext eignen sich Modelle besser, die die Komplexität der Feedbackstrukturen abbilden können wie beispielsweise das Chaos-Modell (siehe unten).

Dennoch hat Heisenbergs Ansatz den Charme, dass es eines Reduktionismus, einer rein kausalen Rückführung höherstufiger Eigenschaften auf die Systembasis, nicht bedarf. Wenn objektiver Zufall immer schon in der Materie angelegt ist, wie es das Messproblem der Quantentheorie und ihr Wahrscheinlichkeitsparadigma plausibel machen, dann ist auch die makroskopische Welt nicht nur deterministisch. Sie fluktuiert in den ihr möglichen Zuständen und erzeugt dabei aus sich heraus auch unvorhersehbare, irreduzible Phänomene. Das Kausalitätsprinzip stellt dann lediglich eine grobe Näherung dar, mit der wir bestimmte Aspekte unserer Wirklichkeit bewältigen, wenn wir handelnd in die Welt eingreifen oder auf unsere Umwelten reagieren. Kausalität wäre dann nicht zwingend auf allen Ebenen der Realität gleich streng gegeben, sie wäre eher eine extreme Form der Wahrscheinlichkeit, die in bestimmten Bereichen der Raumzeit als strenger Determinismus auskristallisiert, in anderen aber nicht – so wie Wasser bei niedrigen Temperaturen seine Struktur ändert und zu Eis gefriert und bei hohen Temperaturen verdampft. Kausalität wäre, wo sie greift, mit unterschiedlichen Freiheitsgraden ausgestattet, je nachdem, auf welcher Größenskala wir uns bewegen und je nachdem, ob es sich um natürlich-physikalische oder sozial-kulturelle Kontexte handelt, in denen wir uns bewegen.

---

die wirtschaftswissenschaftliche Diskussion: Wagner 1995; für die Philosophie: Beckermann 2001: 67-90, Bickle 2003 und Kim 2005; für die Gehirnforschung: Atmanspacher 2005 und Neisser 2005: 259-269; für die Biologie: Emmeche 2004: 117-124.

### 3. Subjektivität und Komplexität

Die andere Erkenntnisgrenze wird markiert durch die Komplexität. Komplexität entsteht auf allen Ebenen der Realität. Sie lässt sich bei der Ausdifferenzierung von Galaxien und Sonnensystemen genauso beobachten wie beim täglichen Überlebenskampf einer Ameisenkolonie oder anhand der Auswüchse der menschlichen Mediengesellschaft. Das Erkenntnisproblem entsteht aus der Komplexität heraus. Geht man mit dem empirischen Anspruch an komplexe Phänomene, Zusammenhänge kausal erklären und bestimmte Ergebnisse aus den postulierten Gesetzmäßigkeiten ableiten zu können, dann stößt man sehr schnell an seine Grenzen. Dass das nicht nur in den Bereichen gilt, in denen »weiche« Faktoren wie Psyche, Emotionen oder Kreativität eine dominante Rolle spielen, sondern dass selbst die streng deterministische Mathematik in ein Erkenntnisdilemma gerät, das mussten die Naturwissenschaften in den vergangenen 50 Jahren mühsam akzeptieren lernen. Das Stichwort für diesen Erkenntnisprozess lautet »Chaos-Theorien«; mit ihm eng verbunden ist das Unvorhersehbarkeits-Paradigma. Die dahinter stehende Mathematik besteht aus Algorithmen, die die Entwicklung eines Systems in der Zeit beschreiben. In Abhängigkeit von den Ausgangsbedingungen ergeben sich Gabelungspunkte (»Bifurkationen«), an denen ein System sich in die eine oder andere Richtung entwickeln kann. Bei hoch komplexen Vorgängen können sich die möglichen Wege und damit die Bifurkationspunkte so dicht überlagern, dass unvorhersehbar wird, welchen Entwicklungsweg das System einschlagen wird.

Man kann sich das vorstellen wie ein Gewirr von Eisenbahnschienen, die sich durch die Zeit hindurch aufspannen und voneinander abzweigen. Die auf dem Bahnhof, dem Startpunkt des Systems, herrschenden Anfangsbedingungen legen fest, welche Abzweigungen die losfahrende Diesellokomotive nimmt und wo sie schließlich ankommt. Über die ganze Lebensspanne des Systems gesehen, entstehen immer wieder lokale Gleichgewichte, die sich mathematisch als »seltsame Attraktoren« beschreiben lassen. Darunter versteht man in den Chaos-Theorien stabile Zustände, in die ein Teil der Systemressourcen eine Zeit lang »einrastet«, anders ausgedrückt: Seltsame Attraktoren ziehen die Ressourcen zu sich heran, um das lokale Gleichgewicht so lange stabil zu halten, wie dafür genügend Ausgangsstoffe zur Verfügung stehen. Bricht ein lokales Gleichgewicht zusammen oder liefert der bestehende Attraktor Synthesen, die bislang im System nicht existiert haben, können sich an anderer Stelle (zu einem anderen Zeitpunkt) neue stabile Attraktoren herausbilden, die wiederum die vorhandenen Ressourcen (Synthesen) als Ausgangsstoffe nutzen. Dieses Selbstorganisationsprinzip funktioniert so lange, wie dem gesamten System genug Energie zur Verfügung steht, um ständig neue, unvorhersehbare, lokale Gleichgewichte auszubilden. Insgesamt aber ist das Gesamtsystem der Entropie unterworfen, d. h. es verliert immer mehr Energie, bis es im thermodynamischen Gleichgewicht endet – man könnte sagen: bis es wie eine Lokomotive ausrollt, die ihren gesamten Diesel verbrannt hat.

Die optimistische Richtung innerhalb der Chaos-Theorien stellt darauf ab, dass das Erkenntnisproblem allein mit den Ausgangsbedingungen verknüpft ist: Wenn wir alle Parameter, die am Startpunkt gelten, nur genau genug bestimmen könnten, dann ließe sich der Weg des Systems auch vorhersagen. Die skeptische Richtung verneint, dass wir in der Lage sind, die Ausgangsbedingungen jemals so genau zu bestimmen, dass so etwas wie eine Vorhersagbarkeit ins Blickfeld gerät. Hier wird gern auf die bereits genannten Emergenz- und Supervenienzkonzepte verwiesen. Hinzu kommt, dass die Quantentheorie in ihrer gegenwärtigen Form jede genaue Kenntnis eines Zustands verneint, weil irgendwann der Beobachter als Beeinflusser zu einem Teil des Systems wird. Damit scheint die Quantentheorie die Existenz des objektiven Zufalls zu bestätigen und damit hebt sie jeden strengen Determinismus aus. Um im Bild der Eisenbahnlinien zu bleiben: Das Chaos-Modell müsste um den objektiven Zufall ergänzt werden, was bedeutet, dass an den Abzweigungen Weichen eingebaut sind, die zufällig umspringen und die Lokomotive unvorhersehbar in eine neue Richtung lenken können.

Will man das Chaos-Modell auf biologische, soziologische oder kulturelle Phänomene mit ihrer Komplexität und ihren überraschenden Ergebnissen anwenden, dann muss man es um den objekti-

ven Zufall erweitern. Denn gerade in diesen Schichten der Wirklichkeit, die uns noch als Bedeutungs- und Sinnerzeuger beschäftigen werden, gibt es keinen strengen Determinismus. Allerdings – und hier entsteht ein neues Erkenntnisproblem – sind Qualia wie etwa mentale Ereignisse nicht quantifizierbar, sodass die Chaos-Theorien derzeit entweder als grobe Näherung im Bereich der Wirklichkeitssimulationen (etwa bei »Klimawandel«-Phänomenen) oder als heuristisches Modell dienen müssen. Ihr Vorteil als heuristisches Modell ist dennoch unschätzbar, weil die um den objektiven Zufall ergänzte Unvorhersehbarkeit des deterministischen Chaos auf der theoretischen Ebene die Dynamik beispielsweise sozialer Systeme gut veranschaulichen kann (siehe unten).<sup>7</sup>

Erkennen am Ort der Erkenntnis, dem menschlichen Gehirn, ist von besonderer Brisanz und produziert seine ganz eigenen Aporien. Das zeigen die Ergebnisse aus der Gehirnforschung. „Auf jede Faser, die in das Gehirn hinein- oder aus ihm herausgeht, kommen 10 Millionen interner Verbindungen. Die Neuronen des menschlichen Gehirns sind damit vor allem mit sich selbst verbunden“,<sup>8</sup> stellt Spitzer fest. Das hat Konsequenzen. Gehirne arbeiten parallel, nicht seriell, sie steuern Verhalten und berechnen kontinuierlich voraus, was als nächstes eintreten könnte. Das Gehirn bestimmt sich selbst aktiv. Es „will Ungewissheit (d.h. Unwissenheit über die Welt) minimieren und ist mit seinen Interpretationen immer auch schon ein kleines Stück über die Welt hinaus. Kurz: Das Gehirn ist – gerade aus der Sicht der empirisch-naturwissenschaftlichen Forschung – nicht Spielball, sondern Spieler.“<sup>9</sup>

Gehirne erzeugen m. E. erkenntnistheoretisch gesehen keine Realität, sondern Wirklichkeit. Das schließt nicht aus, dass über das Handeln auch Realitäten bzw. Fakten geschaffen werden. Gehirne können sich immer neu entscheiden, weil neuronale Zustandsänderungen (»Plastizität«) ihnen Möglichkeitsräume eröffnen. Diese Möglichkeitsräume entsprechen biologisch gesehen Bedeutungsräumen, die als cerebrale Wirklichkeit auf die physische Realität und die soziale Wirklichkeit Anwendung finden (Sozialsemantik, soziales Handeln) und entsprechend der positiven oder negativen Feedbacks (Erfahrungen, kognitive Standards) modifiziert werden. Der Beobachter – seiner selbst und der anderen – kann im Nachhinein Gründe für das jeweilige Handeln angeben und über die Entscheidungsprozesse mutmaßen bzw. Festlegungen rechtfertigen. Er wird im Normalfall versuchen, das Handeln der anderen zu antizipieren und sein eigenes darauf abzustimmen. Er wird das mit Hilfe der kausalen Strukturen versuchen, die ihm seine physischen und sozialen Umwelten als wirklichkeitsrelevant eingepägt haben. Erkannte und erzeugte Welt (Wirklichkeit) sind von daher nie objektiv oder subjektiv, sondern immer objektiv/subjektiv und bis zu einem gewissen Grad objektivierbar. Dieser Grad der Objektivierbarkeit hängt aber ab von den sozialen und epistemischen Kontexten, in denen sich der Einzelne bewegt, ob er eine mathematische Gleichung löst oder ein avantgardistisches Theaterstück sieht.

Wenn also eine von Kants Grundthesen lautet, Kausalität sei nicht in der Realität zu finden, sondern sie sei ein Werkzeug, mit dessen Hilfe wir uns die Realität aneignen,<sup>10</sup> dann können aus Sicht der modernen Gehirnforschung damit keine Kausalstrukturen im klassisch-deterministischen Sinn gemeint sein. Viel eher ist an – bis zu einem gewissen Grad organisch-stammesgeschichtlich präformierte – Erfahrungsstrukturen zu denken, in denen die Fülle der physischen, sozialen und intellektuell-kulturellen Feedbacks aus der Welt kondensieren und die notwendigerweise bestimmte Denkmöglichkeiten, Entscheidungsstrategien und Muster des Handelns hervorbringen. Keinesfalls jedoch können m. E. – wie es die moderne Philosophie noch immer allzu oft unkritisch von Kant und seinen Nachfolgern übernimmt – Grundfunktionen des Erkennens gekürzt werden um die soziale Di-

---

<sup>7</sup> Vgl. Gruber 2005: 164ff.

<sup>8</sup> Spitzer 2004: 51

<sup>9</sup> Ebd. 283; Anmerkung: Darüber hinaus wird derzeit in der Hirnforschung intensiv darüber diskutiert, inwiefern das Gehirn ein Beziehungsorgan ist, also zuallererst eine Anpassung an die soziale Wahrnehmung darstellt (vgl. dazu im Überblick etwa Northoff 2009; hier auch die längst überfällige kritische Auseinandersetzung mit den Thesen Metzingers aus empirischer Sicht)

<sup>10</sup> Vgl. ausführlich Kaulbach <sup>2</sup>1982: 115ff.

mension. Erkennen ist kein isolierter, mechanistisch-cerebral getakteter Vorgang, sondern Erkennen ist dynamisch: wirklichkeitserzeugend, wirklichkeitszerstörend, realitätsgeprägt, realitätsresistent und Realitäten schaffend zugleich. Der Beobachter ist von seinem ontologischen Status her gesehen immer Teil des Systems, er steht nie außerhalb. Deshalb verschleiert jeder Versuch, das Konstrukt der eigenen Wirklichkeit zu verlassen, gleichzeitig den Blick auf die Realität. Realität prägt uns, aber sie begegnet uns epistemisch immer nur durch den Filter der Wirklichkeit und unter den eingangs beschriebenen Dichotomien nützlich/schädlich und Selbstbeschreibung/Selbsterhalt.

#### 4. *Subjektivität und Ontologie*

Dieser graduelle Aspekt von Bedeutung, der an den beiden Polen Selbsterhalt und Selbstbeschreibung seine Extremwerte auf einer Ontologie-Skala erreicht, ist es, der m. E. immer mitberücksichtigt werden muss, wenn es um Bedeutung und Subjektivität geht. Wer den ontologischen Status von Bedeutung vernachlässigt, oder genauer: den jeweiligen Status, den der Begriff Bedeutung in der jeweiligen ontologischen Schicht hat, der kann die Grade von Subjektivität, die es in der Welt gibt, nicht erfassen. Und das führt zu grundlegend inadäquaten Erkenntnisleistungen. Um es an einem Beispiel festzumachen: Eine zur Ameisenstraße geronnene Bedeutung hat einen anderen ontologischen Status als eine »Ente« in einer Nachrichtensendung, weil die Ameisenstraße dem Selbsterhalt viel näher steht als die Falschmeldung, die in den Bereich der Selbstbeschreibung gehört. Wenn man den Status der Bedeutung an das In-der-Welt-Seiende bindet, dann hinterlässt eine Ameisenstraße notwendigerweise Spuren in der materiellen, anorganischen Welt, indem sie diese (unbewusst) in einem kleinen Bereich strukturiert. Eine Falschmeldung dagegen hinterlässt oft nur Spuren in den Köpfen der Menschen, die auf sie hereinfliegen, bisweilen allerdings auch in der Gesellschaft, die auf sie reagiert und entsprechend handelt. Der Bedeutungsbegriff muss also immer die Trias Geschehen – Verhalten – Handeln mitbedenken.

Die selbstorganisierende Strukturierung von Materie zu einem Kosmos, die allgemeinen Gesetzen folgt, markiert ein *Geschehen*. Mit der Entstehung von Leben kommt aber Bedeutung in die Welt, das – um das Beispiel des pH-Gradienten und des Einzellers noch einmal aufzunehmen – Aufsuchen oder Vermeiden von bestimmten Umwelten, der Selbsterhalt. Ich hatte das als Nützlich/Schädlich-Dichotomie charakterisiert. Der Selbsterhalt definiert aber kein Geschehen im Sinne einer sich selbst organisierenden Strukturierung nach physikalischen Gesichtspunkten, sondern ein *Verhalten*. Auch Verhalten ist selbstorganisierend, strukturiert und – wie das Beispiel der Ameisenstraße zeigt – strukturierend. Aber Verhalten bringt als Kennzeichen des Lebens eine Qualität in die Welt, die es im anorganischen Kosmos nicht gibt: das Überleben. Diese Selbsterhaltkategorie wiederum wird beim Menschen überformt durch die komplexe Gehirnstruktur und seine Fähigkeiten zu strategischem und logischem Denken; insofern kann von einem Verhalten im biologischen Sinn nur noch bedingt gesprochen werden. Menschen planen, das Gehirn versucht, Ereignisse einzuschätzen und zu antizipieren, es ist Spieler, nicht nur Reaktionsmaschine. Deshalb entwickelt sich beim Menschen bloßes Verhalten in einem dritten Schritt zu einem sozialen *Handeln*, bei dem Intentionen und der Selbstbeschreibungsmodus zentral werden.

Anders gesagt: Materie wird von organischen Kollektiven als Umwelt restrukturiert. D. h. es ist nicht mehr der irgendwie aus der Ursuppe hervorgegangene Einzeller, der dem kosmologischen Geschehen auf der Erde seinen biochemischen Selbsterhalt abtrotzt, sondern es sind Gemeinschaften bzw. Arten entstanden, die mit anderen biologischen Organismen oder Kollektiven interagieren beziehungsweise konkurrieren und dabei Bedeutungen in Form von biologisch strukturierter Materie und biologischen Feedbackstrukturen erzeugen. Der Selbsterhalt steht dem Selbsterhalt gegenüber und dieser Selbsterhalt gründet vor allem auf Verhalten und nicht auf einem materiellen Geschehen. Innerhalb eines Kollektivs gelten Verhaltenskonventionen, die beispielsweise bei den Ameisen mit Hilfe biochemischer Prozesse generiert und aufrechterhalten werden, im Falle von Primaten über Hierarchien, Instinkte, Nachahmung, altruistisches Verhalten und emotionale Bindungen. Die Bedeutung liegt zum einen in den Interaktionsstrukturen des Verhaltenskollektivs. Zum anderen ent-

steht Bedeutung, weil das Kollektiv seine Umwelt prägt, indem es die für seine Existenz notwendigen Nischen besetzt bzw. sich diese Nischen selbst erschafft, was wiederum Rückwirkungen auf die Entwicklung der gesamten Ökologie hat.

Die kosmologische Geschehensmatrix wird überformt von einer biologischen Verhaltensmatrix, die auf automatisierten (genomischen, zellulären etc.) Feedbackschleifen gründet. Das verschiebt den Bedeutungsbegriff. Wurde zunächst die kosmologische Geschehensmatrix durch eine biologische, auf den Selbsterhalt programmierte Bedeutungsmatrix ersetzt, die noch eng an das kosmologische Geschehen angebunden war, so entsteht mit der kollektiven Verhaltensmatrix ein Bedeutungsbegriff, der keine unmittelbare kosmologisch-materielle Determination mehr hat. Verhalten lässt sich etwa über Lernprozesse viel leichter ändern als sich die bewährten Kopierprozesse innerhalb des Genoms oder die über Jahrmillionen erprobten zellulären Stoffwechselmechanismen modifizieren lassen. Diese Flexibilität auf der Makroebene ist wichtig, da das richtige Verhalten in der jeweiligen Situation unmittelbar über den individuellen und kollektiven Selbsterhalt und damit über den späteren Fortpflanzungserfolg entscheidet. Die Forschung geht mittlerweile unter anderem von einem eingebauten Zufallsgenerator aus, der beispielsweise unvorhersehbares Flugverhalten bei Schmetterlingen oder das Hakenschlagen von Hasen generiert, das sie vor Angriffen von Fressfeinden besser schützt.<sup>11</sup> Mit der Verhaltensmatrix verschwindet aber die kosmologische Geschehensmatrix als ursprünglicher Bezugspunkt der Nützlich/Schädlich-Dichotomie des Selbsterhalts nicht völlig: Sie steckt weiter in den automatisierten Prozessen auf molekularbiologischer Ebene und ist über die Ausrichtung der Spezies und Kollektive an ihrem eigenen Fortpflanzungserfolg der ständige Begleiter jeder Existenz. Die tatsächliche Überlebensrate, das erfolgreichste Verhalten kann innerhalb längerer Zeiträume wieder rückübersetzt werden in genomische Bedeutungsstrukturen und bildet dann beispielsweise vererbte, »intelligente« Instinkte aus. Anders ist kaum zu erklären, wie etwa eine Seeanemone bemerkt, dass sich ein feindlicher Seestern nähert, wo sie nicht einmal den Ansatz eines Gehirns besitzt, um das Geflecht ihrer Neuronen zu koordinieren.<sup>12</sup>

Die Verhaltensmatrix unterscheidet sich in einem weiteren Punkt von der kosmologischen Geschehensmatrix: Sie generiert spezifische Lebenswirklichkeiten. Innerhalb eines Termitenbaus herrscht beispielsweise ein bestimmtes Mikroklima, das den (instinktgeleiteten architektonischen) Anstrengungen des Kollektivs geschuldet ist und die Kolonie vor zu großer Hitze schützt; die Arbeitsteilung sorgt dafür, dass in der Regel nur Soldaten mit der Abwehr von Fressfeinden zu tun haben, während die Arbeiterkaste sich um die Organisation der internen Abläufe wie die Pflege der Königin oder die Aufzucht des Nachwuchses kümmert. Primatenhorden richten ihre Aufmerksamkeit vor allem nach innen und pflegen ihre sozialen Beziehungen, zumindest so lange, wie ihnen keine Gefahr von außen droht und die Ernährung gesichert ist. Die Lebenswirklichkeit eines Maulwurfs, der unter der Erde nach Regenwürmern jagt und sich dabei vor allem auf seinen Geruchs- und Tastsinn verlässt, unterscheidet sich eklatant vom Nahrungssuchverhalten einer Biene, deren optische Wahrnehmung in den ultravioletten Bereich verschoben ist und die sich an der Sonne orientiert. Die jeweilige ökologische Nische, in der sich Spezies oder Kollektive einrichten und die sie für ihre Zwecke unbewusst aus- und umgestalten, bestimmt, welches »Weltbild« die jeweilige Art hat: Was für den einen ein Fressfeind ist, ist für den anderen Beute oder ein zu ignorierendes, harmloses Tier oder ein nützlicher Helfer, der einen von Parasiten befreit; was für den einen Lebensraum ist, bedeutet für den anderen den sicheren Tod, oder es stellt lediglich eine Ansammlung von Erdhügeln dar, an denen man sich in der Landschaft orientieren kann etc.

Das heißt nichts anderes, als dass mit den jeweiligen Wirklichkeiten sich auch die Selbsterhalte diversifizieren. Zwar bleibt Leben in seiner Gesamtheit immer gekoppelt an seine mögliche Vernich-

---

<sup>11</sup> Vgl. Miller 2005: 445f. Anmerkung: Allerdings handelt es sich bei der von Miller beschriebenen strategischen Zufälligkeit nicht um objektiven Zufall im Sinne der Quantentheorie, sondern um eine evolutionär programmierte Zufälligkeit, wie sie analog Zufallsgeneratoren von Computern hervorbringen

<sup>12</sup> Anmerkung: Das Seeanemonenbeispiel und zahlreiche andere Belege für komplexe Instinktleistungen im Tierreich finden sich bei Wesson 1991: 101ff.

tung durch eine kosmische Katastrophe, also an die kosmologische Geschehensmatrix; aber innerhalb der jeweiligen biologischen Umwelten hat eine jeweils andere Nützlich/Schädlich-Dichotomie für die einzelnen Spezies Geltung. Das gilt auch für den Menschen, der vor allem in sozial-kulturellen Kontexten agiert. Anders aber als beim Menschen, der auch bewusst handelt und dabei hoch komplexe Selbstbeschreibungswirklichkeiten erschafft, ist Wirklichkeit für Flora und Fauna noch als biologisch-materiell strukturierter und über das Verhalten organisierter Bedeutungskomplex anzusetzen. Je stärker sich Verhalten den menschlichen Intelligenzleistungen nähert, desto weiter entfernt es sich von den jeweiligen ökologischen Selbsterhalten und desto eher bildet es ein bewusstes Handeln und soziale Wirklichkeiten aus – eine neue Form der Bedeutung. Auch biologische und soziale Wirklichkeit unterscheiden sich also nur graduell, nicht prinzipiell: Im weitesten Sinn könnte man sogar bei sozialen Insekten von sozialer Wirklichkeit sprechen, wenn man deutlich macht, dass sie biochemisch und genomisch vorstrukturiert ist und unbewusst funktioniert. Primatenhorden dagegen entwickeln bereits vorbewusste bzw. halbbewusste emotionale Bindungen, die weitaus weniger stark biochemisch determiniert sind als die Verhaltenskomplexe sozialer Insekten. In Primatenhorden finden sich Vorstufen des menschlichen Selbstbeschreibungsmodus, der immer mit einem bewussten Handeln einhergeht. Umgekehrt enthält auch menschliches Interagieren Spuren der biologischen Verhaltensmatrix, die als unbewusste Anteile bei der Konstruktion der sozialen Wirklichkeit (soziale Semantik; siehe unten) mitunter eine große Rolle spielen.

Gesellschaften, die sich vor allem auf sprachliches Handeln in Form von Selbstbeschreibungen stützen, wandeln sich sehr viel schneller als biologische Kollektive wie etwa Ameisenkolonien, in denen die biologische Bedeutungsmatrix das Sozialverhalten stark fixiert. Da der Mensch aber nicht nur schriftliche bzw. mündliche Selbstbeschreibungen hervorbringt, sondern seine Selbstbeschreibungen benutzt, um physikalische Welt zu gestalten, entsteht eine globale Lebenswirklichkeit, die sich aus Hilfsmitteln (Häusern, Industrieanlagen oder Maschinen), symbolisch-physikalischen Repräsentationen (Denkmäler oder Museen), un- bis teilbewussten sozialen Semantiken (das Agieren in und mit der selbst geschaffenen Wirklichkeit) und Selbstbeschreibungen (Wissenschaften, Kunst, Kultur, Literatur, Ideologien, politischen Systemen, Religionen etc.) zusammensetzt. Innerhalb dieser Lebenswirklichkeit entstehen unterschiedliche Selbstbeschreibungen, die sich graduell voneinander unterscheiden, und zwar je nachdem, ob sie sich in erster Linie auf die biologische Bedeutungsbzw. die kosmologische Geschehensmatrix beziehen, wie die Naturwissenschaften das tun; oder ob sie sich auf die Sozialesemantiken und das soziale Handeln beziehen wie die Geistes- und Sozialwissenschaften, die Ökonomie, das Justizsystem, die Politik, die Kunst, die Literatur oder die Religion.

Je individueller der generierte Sinn ist, d. h. je weiter er von der kollektiven Selbstbeschreibung abweicht, und je weiter sich die individuellen Sinngenerierungen ausdifferenzieren, desto wandelbarer werden die Parameter des Erkennens und Agierens. Der Grund liegt darin, dass soziale Möglich/Nicht-möglich-Relationen, also gesellschaftliche Konventionen des Handelns, leichter durchbrochen werden können, weil dieses Durchbrechen zumindest in westlichen Gesellschaften und anders als in physikalischen Möglich/Nicht-möglich Kontexten meist ohne Folgen für den eigenen biologischen Selbsterhalt bleibt. Kunst und Literatur haben das im Konzept der »Avantgarde« zum Prinzip erhoben. Je näher allerdings die Selbstbeschreibungen an den Möglich/Nicht-möglich-Relationen der kosmologischen Geschehens- und biologischen Bedeutungsmatrix liegen, desto enger liegen Sinn und Semantik beisammen, nicht zuletzt, weil wir beispielsweise unsere physiologischen Beschränkungen nicht leugnen können.

Im Unterschied zu den am Trial-and-Error des biologischen und sozialen Selbsterhalts orientierten Wissenschaften, deren Erkenntnissemantiken Wirklichkeit erzeugen, *simulieren* fiktionale Sinngenerierungen – wie wir sie automatisiert im Schlaf und in der Kunst und Literatur intendiert hervorbringen – *Wirklichkeiten*. Im Traum, im fiktionalen Text, auf der Leinwand oder in einer Video- bzw. Computerinstallation kann man fliegen, im wirklichen Leben eben nicht. Das schließt selbstverständlich nicht aus, dass Wirklichkeitssimulationen inhaltlich sehr nah am Selbsterhalt liegen können. Dennoch werden sie zumindest in künstlerischen Kontexten in der Regel als Selbstbeschreibungs-

modus erzeugt. Dabei gibt es historisch gesehen eine Entwicklung hin zur perfekten Simulation. Durch die elektronischen Medien, den Hörfunk und vor allem durch das bewegte Bild, zunächst im Film, später im Fernsehen, erhalten die Simulationen von Wirklichkeit eine neue Qualität, was uns letztlich auf die Beschränktheit unserer biologischen Bedeutungsstrukturierungen zurückwirft und sie gleichzeitig überschreitet. Anders als im fiktionalen Text, bei dem die Schrift eine natürliche Wahrnehmungsbarriere zur Alltagswelt darstellt und so Distanz schafft, anders als im Kunstwerk, das betrachtet werden will, anders als im Drama, das eine Distanz zum Publikum über ein Bühnengeschehen schafft, stellen der Film und die elektronischen Medien Simulationen bereit, die sehr viel näher an der Trial-and-Error-Welt scheinen als sie sind.

Diese Schein-Authentizität, die dem »Augentier« Mensch von seinen biologischen Bedeutungsstrukturen und sozialen Wahrnehmungsemantiken suggeriert wird, lässt die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Simulation stärker verwischen als das durch Texte, Kunstwerke und Aufführungen möglich ist. Die digitale Revolution durch den Computer fügt dem Hören und Sehen weitere Merkmale des Selbsterhalts hinzu: die Bewegung mit Hilfe von Maus und Joystick sowie das Eingreifen in die nicht mehr – wie im Text – endgültig vorgegebene Gestalt des Werks. Die Simulation ist nicht länger ausschließlich auf die Welt der individuellen Sinngenerierung des Urhebers bezogen – sie wirkt wirklicher, was sie nicht realer macht, sie auch nicht näher an die Wirklichkeit des Alltags heranrückt, sondern sie unmerklich, aber immer weiter vom Selbsterhalt entfernt. Das schlägt sich nieder in schnellen Wirklichkeitsfluktuationen, wie sie vor allem die selbstbeschreibungsbasierten Wahrnehmungsemantiken westlicher Gesellschaften hervorbringen, in denen sich der Großteil der Bevölkerung weit vom unmittelbaren, biologischen Selbsterhalt entfernt hat.

Da die Semantik des sprachlichen Handelns Wirklichkeit schneller verändert als die biologische Bedeutungsmatrix die auf ihr aufbauende ontologisch verankerte Wirklichkeit des Lebens verändern kann, sind gesellschaftliche Selbstbeschreibungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts anfälliger geworden für individuelle Sinngenerierungen, die durch die modernen Massenmedien eine schnelle und umfassende Verbreitung finden können. Der Sucht der Medien nach dem Ungewöhnlichen und Neuen, nach Meinungsführerschaft und dem damit verbundenen maximalen ökonomischen Erfolg eine fundierte wissenschaftliche Wirklichkeitsbetrachtung entgegenzusetzen, ist ein enorm schwieriges Unterfangen. Gerade die textfixierte Diskussionskultur der Wissenseiten scheint nicht mehr zu passen in eine soziale Semantik, in der Sinngenerierung gegen Sinngenerierung und Selbstbeschreibung gegen Selbstbeschreibung steht. Und selbst da, wo die Wissenschaften in die Massenmedien drängen, um ihre von der Allgemeinheit getragene, kostenintensive Existenz zu rechtfertigen, müssen sie sich dem Diktat der Vereinfachung beugen, die epistemische Wirklichkeit einpasst in die soziale Semantik der Wirklichkeitssimulation.<sup>13</sup>

## **5. Subjektivität und Kommunikation**

Soziale Semantik ist in zivilen Gesellschaften<sup>14</sup> vor allem in die Form eines sprachlichen Handelns gegossen. Die Welt des Menschen besteht aus Kommunikation und erzeugt in dieser Kommunikation Wirklichkeiten, Wirklichkeitssimulationen und Selbstbeschreibungen, aus Sicht des Individuums darüber hinaus Sinn. Vor allem unser Handeln, ob sprachlich oder physisch, orientiert sich an den

---

<sup>13</sup> Vgl. zur Wirklichkeit der Medien etwa die gleichnamige Aufsatzsammlung von Merten/Schmidt/Weischenberg 1994, die allerdings sehr theorielastig und wenig praxisrelevant ist; zur Rolle der Medien als Mythoserschaffer und Mythoszerstörer beim Kampf um die literarische Deutungshoheit bzw. zum Problem des Authentizitätsbegriffs im medialen Literaturzirkus siehe Gruber 2005: 25-83; zu den spezifischen strukturellen und mentalen Heuristiken, denen die Wahrnehmung, Informationsbeschaffung und Informationsverbreitung der Presse tatsächlich unterliegen vgl. Gruber 2010: 129ff.

<sup>14</sup> Anmerkung: In Kriegssituationen werden vor allem selbsterhaltgeprägte Muster des Handelns aktiviert, die – wenn es um das eigene Überleben in einer konkreten Gefahrensituation geht – auf einer biologischen Bedeutungsmatrix aufsetzen; solche kollektiven Ausnahmesituationen und ihr bewusstes militärisches Training mit den entsprechenden hierarchisierten Kommandostrukturen (Befehl, Gehorsam etc.) sollen uns hier aber nicht interessieren

Größen Trial und Error, Versuch und Irrtum, wobei die Trial-and-Error-Matrix einmal näher am biologischen und sozialen Selbsterhalt und ein andermal näher an der sozialen Semantik einer individuellen oder kollektiven Selbstbeschreibung verläuft. Handeln ist ganz grundsätzlich soziales Experimentieren, es lotet Möglichkeiten aus, es unterlässt das Unmögliche, es schiebt die Grenzen des Möglichen bis an den Endpunkt des Unmöglichen heran; und es durchbricht manchmal unmöglich Erscheinendes. Was möglich bzw. nicht möglich ist, unterscheidet sich dabei von Kontext zu Kontext. Im sozialen Kontext eines wissenschaftlichen Vortrags ist es »unmöglich«, nicht zu argumentieren. Im sozialen Kontext einer Selbsterfahrungsgruppe ist es dagegen verpönt, also »unmöglich«, sein Handeln gegenüber den anderen theoretisch zu begründen. Im physikalischen Kontext ist es dem Menschen unmöglich zu fliegen. Im Simulationskontext eines fiktionalen Textes dagegen können Superhelden wie die menschliche Fackel aus dem Marvel-Comic „Fantastic Four“ aus eigener Kraft abheben.

Die Beispiele zeigen: Wir haben es in unserem Leben mit unterschiedlichen Graden von Möglich/Nicht-möglich-Relationen zu tun. Es gibt Unmöglichkeiten, die nahe am biologischen Selbsterhalt angesiedelt und deshalb objektivierbar sind; sie gelten für eine große Anzahl von Lebewesen gleichermaßen. Und es gibt »Unmögliches«, das auf gesellschaftlichen Konventionen beruht. Im ersten Fall, der objektivierbaren Unmöglichkeit des Fliegenkönnens oder Nicht-Fliegenkönnens, wird sich jeder Mensch zu Tode stürzen, der es ohne Hilfsmittel versucht; und jeder Vogel wird abheben, aber sich beim Fußballspielen schwer tun. Vögeln und Menschen ist gemeinsam, dass sie ohne Sauerstoff nicht existieren können; eine objektivierbare Unmöglichkeit, die für alles höhere Leben auf diesem Planeten gilt. Im zweiten Fall bringen sozialer Kontext und sprachliches Handeln Möglich/Nicht-möglich-Relationen hervor, die nicht mit gleicher, allgemeingültiger Konsequenz (dem Tod) objektivierbar sind. Semantiken des Handelns folgen dem Prinzip des sozialen Erfolgs, wobei sich von Kontext zu Kontext unterscheidet, was sozial erfolgreich ist. In einer Punkband gelten diesbezüglich andere Standards als in einer gut bürgerlichen Bankiersfamilie, an der Universität andere als im Arbeitermilieu oder in einem Schweigeorden. Vom biologischen Selbsterhalt aus gesehen, wird die Nützlich/Schädlich-Dichotomie, die ein Grundmerkmal des Lebens ist und die Verhaltens- von der kosmologischen Geschehensmatrix trennt, überformt: Während sie beim Einzeller bezogen bleibt auf ein biologisch-chemisches Geschehen, mutiert die Nützlich/Schädlich-Dichotomie in der Semantik des Handelns zu einer sozio-kommunikativen Strategie im Selbstbeschreibungsmodus, die sich am sozialen Erfolg orientiert.

In Sozialkontexten gleicht keine Kommunikationssituation der anderen, weil man sich einmal einem Familienmitglied, ein andermal einem Freund öffnet, einmal mit einem Untergebenem und ein andermal mit einem Vorgesetzten spricht, weil man einmal einem persönlichen Feind und ein andermal einem beeindruckendem Menschen auf gleicher Augenhöhe begegnet und weil man, über seine gesamte Lebensspanne gesehen, nie der gleiche Mensch ist. Diese unterschiedlichen sozialen Rollen und die sozialen Regeln, denen wir in den entsprechenden Kontexten folgen, sind uns nicht immer bewusst: Hier spielen Abhängigkeiten und die Sanktionsmacht eine Rolle, über die unser Gesprächspartner verfügt, Gruppendynamiken führen dazu, dass wir uns abgrenzen oder einer bestimmten Richtung folgen usw. Solche unbewussten Muster des Handelns, die ich Sozialsemantiken nennen möchte, entscheiden genauso wie unsere bewussten Entscheidungen über das, was wir und wie wir erkennen, mithin: welche, auch literarischen Wirklichkeiten, wir über die Jahrhunderte konstruieren. Die Sozialpsychologie hat eine Fülle derartiger Prozesse herausgearbeitet.<sup>15</sup> Welche Wirklichkeiten dabei generiert werden, ob sie einmal näher am biologischen und sozialen Selbsterhalt und ein andermal näher an der sozialen Semantik einer individuellen oder kollektiven Selbstbeschreibung liegen und damit einer je anderen Nützlich/Schädlich-Dichotomie folgen, das wiederum hängt ab von der Kommunikationssituation. Drei dieser Situationen kann man m. E. idealtypisch voneinander abgrenzen.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. ausführlich Gruber 2007: 71ff.

<sup>16</sup> Vgl. Gruber 2005: 111ff. Dort werden aus den Sprachverwendungssituationen die Bedingungen der Möglichkeit für Literatur abgeleitet

*Kommunikationssituationen erster Ordnung* lassen sich vor allem beobachten bei Kindern bis zu zwei-einhalb Jahren, die noch nicht sagen können, was sie möchten. Sie deuten deshalb auf verschiedene Gegenstände ihrer Begierde und äußern einen Laut. Kleinkinder gleichen also ihren entwicklungsbedingten Mangel an sozialen Sprachgebrauchsmöglichkeiten dadurch aus, dass sie beispielsweise identische Laute für unterschiedliche, von ihnen wahrgenommene Sachverhalte benutzen und den Unterschied in den beabsichtigten Aussagen mit Gesten markieren. Hier sind physisches und sprachliches Handeln eng verwoben. Sprachliches Handeln folgt einer Semantik der unmittelbaren Umsetzung von Sinn in Aktion und von Aktion in Sinn. Diese Semantik bezieht sich immer auf Physisches, Greifbares. Kommunikationssituationen erster Ordnung entstehen auch dann, wenn zwei Gesprächspartner keine gemeinsame Sprache haben, in der sie sich verständigen können und deshalb beginnen, »mit Händen und Füßen zu reden«. Hier muss das übergeordnete Ziel, zu einer Verständigung auf höherem Niveau und zu entsprechenden (gemeinsamen) Selbstbeschreibungen zu gelangen, hinter der Notwendigkeit gestischer Markierungen und situativer, physikalischer Bezüge zurücktreten.

Die *Kommunikationssituation zweiter Ordnung* lässt sich vereinfacht mit dem Begriff Alltagskommunikation umschreiben. Sie geht über das auf konkrete Situationen bezogene sprachlich-gestische Handeln von Kindern hinaus, folgt aber weitgehend einer Semantik der prinzipiellen Überprüfbarkeit bzw. muss sich in konkreten sozialen Situationen bewähren. Das bedeutet: Gespräche beispielsweise zwischen Nachbarn, die sich um einen neuen Autotyp drehen, wobei Aussage gegen Aussage steht, ob das Fahrzeug auch mit Hybrid-Antrieb oder nur als Diesel-Version zu haben ist, lassen sich im Prinzip überprüfen: Man geht ins Internet und schaut bei dem Automobilhersteller nach. Im Raum der Kommunikationssituation zweiter Ordnung ist auch das naturwissenschaftliche Experiment angesiedelt, dessen Versuchsanordnung für weitere Forscher nachvollziehbar beschrieben wird. Bedienungsanleitungen gehören ebenfalls hierher: Die Semantik des Textes lässt sich an der Umwelt überprüfen. Ein Gerät funktioniert – oder es funktioniert eben nicht, nämlich dann, wenn man den Text falsch verstanden hat oder er falsch aus dem Japanischen übersetzt wurde.

Auch soziale Hervorbringungen wie religiöse oder juristische Systeme, die sich an der sozialen Wirklichkeit messen lassen müssen, obwohl sie unüberprüfbare Sachverhalte wie „Gott“ oder „Recht“ postulieren, gehören weitgehend der Kommunikationssituation zweiter Ordnung an, zumindest so lange sie sich den Feedbacks aus der Gesellschaft nicht verweigern und – in diesem Fall normsetzend – in sie eingreifen. Freilich gibt es einen graduellen Unterschied in der intersubjektiven Überprüfbarkeit zwischen den physikalischen Feedbacks, die eine Bedienungsanleitung ermöglicht, und den sozialen Feedbacks, die etwa die Bibel erzeugt (inklusive sozialer Institutionen wie der Kirche). Man könnte also von einem Kontinuum an Objektivierbarkeit auf der Möglich/Nichtmöglich-Matrix innerhalb der Kommunikationssituation zweiter Ordnung sprechen, das zwischen den beiden Polen physikalisch-unmittelbare Erkenntniswirklichkeit und soziale Wirklichkeit angesiedelt ist.

Anders ist das in *Kommunikationssituationen dritter Ordnung*, deren Geltungsbereich ich mit dem Begriff der Wirklichkeitssimulation umrissen habe. Wirklichkeitssimulationen folgen weder einer Semantik der unmittelbaren Umsetzung in ein physisches Handeln noch notwendigerweise einer Semantik der intersubjektiven Überprüfbarkeit. Hier entwickelt sprachliches Handeln Eigendynamiken. Einige Zeilen aus Georg Trakls Gedicht „Geburt“ machen das deutlich: „Rot vom Wald niedersteigt die Jagd; / O, die moosigen Blicke des Wilds. / Stille der Mutter; unter schwarzen Tannen / Öffnen sich die schlafenden Hände“ [...] / Erwacht ein Bleiches in dumpfer Stube. / Zwei Monde / Erglänzen die Augen der steinernen Greisin. / Weh der Gebärenden Schrei. [...]“<sup>17</sup> Trakl entwickelt eine ganz persönliche Sprache, die fern von der Alltagskommunikation angesiedelt ist. Er simuliert Bilder, schickt den Leser in die Irre, indem er ihm zunächst eine Jagdszene schildert, ihn dann aber einige Zeilen später Zeuge einer menschlichen Geburt werden lässt. Zusammengehalten wird das Gedicht lediglich durch eine bestimmte Grundstimmung, die Trakl über Vokabeln wie „Rot“, „schwarzen“, „Stille“, „Bleiches“ erzeugt, eine Grundstimmung des Todes im Angesicht der Geburt.

---

<sup>17</sup> Abgedruckt in Bode 1998: 141f.

Das Gedicht ist ein Beziehungsgeflecht aus Bedeutungen, die gegenseitig auf sich verweisen, aber auch über sich hinaus, in den Raum der Alltagskommunikation, indem sie diese durchbrechen. Anders als in der mündlichen Alltagskommunikation, die in konkreten Situationen stattfindet und von einer Vielzahl identifizierender Wahrnehmungsmuster begleitet wird, lassen sich im Gedicht Wörter aufeinander beziehen, deren Bedeutungen uns in der Alltagskommunikation ansozialisiert wurden und die wir durch Leseerfahrung erworben haben. Gleichzeitig fehlen diesen Wörtern oder Sätzen im Gedicht die Markierungen konkreter sozialer Situationen, die sie für die Kommunikationspartner entzifferbarer machen.

Alltagssituationen (und Texte wie Bedienungsanleitungen, die man an der Wirklichkeit ausprobieren kann) bringen solche Interpretationshilfen bei der Deutung von Äußerungen automatisch hervor, in fiktionalen Texten muss der Autor sie einarbeiten. Er zieht damit die Untergrenzen der Vieldeutigkeit ein. Was passiert, wenn er bewusst darauf verzichtet, demonstriert Trakls Gedicht: Keine Mimik oder Gestik, keine vegetativen Reaktionen erklären dem Leser Trakls Verse. Er kann sich nur auf das verlassen, was er an Leseerfahrung und kognitiven Fähigkeiten mitbringt. Die Unbestimmtheit des Gedichts erhöht, dass der Leser allen simulierten Situationen gleichzeitig beiwohnt: Er muss sich nicht – wie in der Trial-und-Error-Welt – von Situation zu Situation begeben, braucht keine Entfernungen zu überwinden oder muss Orte physisch wechseln, um etwa von der geschilderten Jagd wegzukommen und der Geburt eines Kindes beizuwohnen.

Diese raumzeitlichen Notwendigkeiten, wir haben sie die Möglich-/Nicht-möglich-Relationen des Alltags genannt, ihr lineares Nacheinander, darauf verzichtet Trakl. Er löst die in zahllosen sozialen Situationen mit bestimmten Bedeutungen aufgeladenen Wörter aus diesen Zusammenhängen heraus und nutzt sie als *metaphorische Kollektoren*. Das heißt, Trakl kombiniert sie im Gedicht neu, wodurch sie nicht alle Bedeutungen aus der Alltagswelt verlieren, sondern ein Beziehungsgeflecht bilden, das gerade dadurch vieldeutig wird, dass gewöhnliche Bedeutungsreste und ihr Zusammengespanntsein mit den Wortschöpfungen und den vom Autor geschaffenen Zusammenhängen eine eigene semantische Welt entwerfen.

Es entsteht eine sprachliche Simulation von Welt, die je nach Leser und je nach Gesellschaft immer neue Ausschnitte von erworbenen alltäglichen wie literarischen Sprachgebrauchssituationen aufruft. Man kann an diese Simulation zwar keine Trial-und-Error-Maßstäbe anlegen, weil sie als Bedeutungsgebilde ein assoziatives Beziehungsgeflecht darstellt. Aber sie setzt dennoch eine Sinnsuche in Gang – jenen automatischen und zweckrationalen Reflex, der aus der Alltagskommunikation stammt und der auch dazu führen kann, dass man die Sinnsuche abbricht und das Buch wütend zuschlägt, weil man „nichts“ verstanden hat.

Trakls Metaphern oszillieren auf diese Weise zwischen Bestimmbarkeit und Unbestimmbarkeit. Der Anschaulichkeit eines Ausdrucks wie „moosige Blicke“, der sowohl das Liegen von Tierkörpern auf einer weichen Waldlichtung wie auch den starren Ausdruck des Todes in den Augen der Beute so einfängt, dass er in zwei Wörtern eine ganze Kette von Assoziationen freisetzt, steht die Geburt eines Kindes gegenüber, was wiederum eine Kette von Assoziationen in Gang bringt. Grob gesteuert wird das Assoziationsgeflecht nicht von den im Alltag geltenden Kausalketten, sondern über Adjektive, die sich auf Nacht, Dunkelheit und Verfall beziehen und dadurch andere Assoziationen auslösen. Es ist Sache der Leser und der jeweiligen Gesellschaften, die Trakl rezipieren (Nachkriegsgesellschaft, 68er-Generation, Postmoderne etc.), was sie innerhalb des Gedichts wie aufeinander beziehen, was sie von außen an den Text herantragen und welche Simulationen dabei entstehen.

Mit Assoziationen meine ich über sozio-kommunikative Situationen erworbene Bedeutungskomplexe, die sich an Wörter durch ihren Gebrauch angelagert haben; diese Kombinationen aus Vorgängen, Bildern, Tätigkeiten und sprachlichen Verwendungsmustern, die mental abgespeichert sind, können beim Lesevorgang simuliert und in unvorhersehbarer Weise aufeinander bezogen werden. Ausgelöst und grob gesteuert werden die Assoziationsgeflechte vom dichterischen Werk.

Wichtig im Zusammenhang mit literarischen Simulationen erscheint mir die *Bruchstückhaftigkeit*, mit der Welt in fiktionalen Texten aufscheint: Anders als alltägliche Sprachgebrauchssituationen sind

literarische Simulationen nie in den Gesamtkontext des Agierens und Reagierens eingebunden, der unser Handeln im Alltag formt. Das bedeutet, literarische Kommunikation arbeitet mit Ausschnitten von Welt, die sie noch nicht einmal „richtig“ im Sinne der Alltagserfahrung rekombinieren muss, sondern über deren Anordnung sie frei verfügen kann. Dieser Ausschnittcharakter ist es, der selbst fiktionalen Texten wie naturalistischen Dramen, die sehr nah an der sozialen Wirklichkeit arbeiten, eine größere Unbestimmbarkeit verleiht als sie reale Trial-und-Error-Situationen kennzeichnen.

Vieldeutigkeit muss sich nicht nur in der akausalen Vorgehensweise moderner Lyrik niederschlagen, sie kann auch in der *Handlung* beispielsweise einer Erzählung angelegt sein. Nehmen wir Kafkas „Die Verwandlung“ (1915). Kafkas Sprachverwendung folgt vermutlich einem Zweck, zumindest unterstellt der literarisch sozialisierte Leser das unwillkürlich. Diesen Sinn oder das Anliegen seiner Wörter und Sätze teilt Kafka aber dem Leser nicht mit. Ob Autoren sich beim Schreiben jedes denkbaren Sinns ihrer Texte bewusst sein können und inwiefern die Eigendynamik des Augenblicks beim Schreiben und Rezipieren eine Rolle spielt, das ist eine der spannendsten Fragen, der sich bislang in der Literaturwissenschaft noch niemand systematisch widmet, sieht man einmal von einigen rezeptionsästhetischen Versuchen ab.

Den Zweck, den der Leser den sprachlichen Äußerungen Kafkas beilegt, schließt er aus den ihm bekannten Gebrauchsregeln der (literarischen) Sprache. Diese Gebrauchsregeln legen die Bedeutungen fest.<sup>18</sup> Wie wir gesehen haben, sind Sinn und Bedeutung hochgradig kontextabhängige Variablen: Bedeutungen werden durch die Situation des Sprachhandelns festgelegt – die Situation, in der Kafka als Autor seinen Text schreibt; die Situation, in der „Die Verwandlung“ vom Einzelnen gelesen wird; die Situation, in der über Kafkas Text in der Gesellschaft gesprochen oder geschrieben wird. Dabei erzeugt der Leser die Bedeutung der „Verwandlung“ und stellt den von ihm erschlossenen Sinn neu zur Disposition, das heißt sein Sprachhandeln, das er als das rekonstruierte Sprachhandeln Kafkas auffasst, trifft in bestimmten Kommunikationssituationen auf das Sprachhandeln anderer Kafka-Rezipienten und wird von diesen angenommen oder abgelehnt beziehungsweise weiterentwickelt.

Aus diesen Kommunikationssituationen nehmen die Gesprächspartner oder Leser ein bestimmtes Kafka-Bild mit und stellen dieses anderen Gesprächspartnern oder Lesern gegenüber erneut zur Disposition. Dieser Prozess läuft in der Gesellschaft viele Male ab und verändert – über längere Zeiträume gesehen – das Kafka-Bild, da jeder andere Aspekte als besonders wichtig hervorhebt beziehungsweise abspeichert. Allgemeiner gesprochen: Produktionssituation (Kafkas Schreiben der „Verwandlung“), Lesesituation (das Lesen des Textes durch viele verschiedene Menschen über Jahrzehnte hinweg) und Kommunikationssituation (das Sprechen oder Schreiben der Vielen über die „Verwandlung“) werden nie deckungsgleich sein, sodass Kafkas Text immer neuer Sinn unterstellt werden kann, was seine Bedeutung im Laufe der Zeit wandelt. Dennoch bleibt der Text immer der gleiche: Er besteht aus einer bestimmten Anzahl von Wörtern und Sätzen, die von einem Autor in einer bestimmten Weise (und mit irgendeiner Absicht) kombiniert wurden.

Diese Vieldeutigkeit hat Kafka in seiner literarischen Simulation angelegt. „Die Verwandlung“ beschreibt eine alltägliche Situation: Ein Mensch erwacht. Diese Trial-und-Error-Situation wird überformt durch Kafkas literarisches Sprachhandeln. Das heißt, der Autor verlässt die Welt der Möglich-/Nicht-möglich-Relationen, in der die Bedeutungen und die Alltagserfahrungen rückgekoppelt sind, indem er einen Menschen *als Käfer* erwachen lässt. Kafkas Sprachverwendung missachtet den alltäglichen Situationskontext, der die Bedeutungen des Erwachens mehr oder weniger festlegt (da jeder Mensch anders erwacht, der eine frisch und ausgeruht und voller Vorfreude auf den Tag, der andere müde und träge und so weiter, bedeutet auch Erwachen für jeden etwas anderes, lässt sich aber mit kleineren Abweichungen verallgemeinern). Durch das Erwachen als Käfer aber bleibt für den Leser rätselhaft, was Kafka im Sinn hat, denn es handelt sich um eine Situation, die sich nicht auf Alltagserfahrungen zurückführen lässt.

---

<sup>18</sup> Vgl. Keller 1995: 214ff.

Das macht den Reiz der Geschichte aus – oder stößt Leser ab, die mit solchen „Hirngespinsten“ nichts anfangen können. Kafka verstärkt die Bedeutungs Offenheit der Simulation, indem er seinen Protagonisten, den Käfermensch Gregor Samsa, im Unklaren darüber lässt, wie und warum er sich verwandelt hat und ihn auf seinen gewohnten Alltag fixiert: Samsa will zur Arbeit gehen, aber er kann nicht; er überdenkt seine familiäre Situation und dass er sich als Familienernährer eine Käfergestalt nicht leisten kann; seine Angehörigen erkennen ihn nicht, worunter er leidet und so weiter. Durch Kafkas Sprachgebrauch wird der Leser in ein Spannungsfeld gezwungen, das alltägliche Kontexte scheinbar beibehält, aber ihnen gleichzeitig jede überprüfbare Deutungsbasis entzieht. Da der Leser mit seinen Selbsterhaltungskategorien in Kafkas Text nicht mehr weiterkommt, muss er auf seine Selbstbeschreibungsstandards zurückgreifen, will er den Sinn des Gesagten entziffern. Damit ist das Gelesene zur subjektiven Angelegenheit geworden, das sich von Leser zu Leser unterscheidet und über längere Zeiträume, in der sich soziale Selbsterhalt- und Selbstbeschreibungskategorien wandeln, zu streuenden Bedeutungen des einen, in seiner Gestalt nach wie vor identischen Textes führt.

Genau hier liegt die Schwierigkeit jeder *Erkenntnis von Literatur*. Als Leser versucht man automatisch, literarische Sprachverwendungsweisen auf konventionelle Sprachverwendungsweisen zu reduzieren, obwohl der an Überprüfbarkeit ausgerichtete Trial-und-Error-Charakter der gewöhnlichen Sprachverwendung und der bedeutungserzeugende Charakter der literarischen Sprachverwendung inkompatibel sind. Anders ausgedrückt: Beim Lesen wird mit einem ungeeigneten Instrument, dem Sprachgebrauch einer Kommunikationssituation zweiter Ordnung, an einen Text herangegangen, der eine Sprachverwendungssituation dritter Ordnung herstellt. Der von Sozialkonventionen geprägte Trial-und-Error-Charakter der Alltagssprache trifft auf Textsituationen, die nicht notwendigerweise eine Überprüfung an Möglich-/Nicht-möglich-Relationen wie „ein Mensch kann nicht als Käfer erwachen“ erlauben, sondern von Selbsterhaltungskategorien freigestellte Selbstbeschreibungs-Simulationen darstellen. Gewöhnliches Lesen von Literatur und wissenschaftliche Erkenntnis von Literatur unterscheiden sich in diesem Punkt nur graduell, aber nicht grundsätzlich voneinander.

Doch bei aller Auslegbarkeit von fiktionalen Texten: Es gibt Obergrenzen der *Unbestimmtheit*. Kein Text kann beliebig viel bedeuten, auch wenn es ihm an alltäglichen Situationsmerkmalen fehlt. So lässt sich Goethes „Werther“ kaum als kommunistisches Manifest lesen. Dagegen sprechen objektivierbare historische Tatsachen, etwa dass es zu Goethes Zeiten kein massenhaftes Industrieproletariat gab, sodass Goethe gar nicht darauf Bezug nehmen konnte. Und hier liegt das Verdienst der Erklärenden Hermeneutik, auf solche und andere objektivierbare Fakten bei der Interpretation zu bestehen. Fiktionale Texte haben zudem Untergrenzen der Vieldeutigkeit. Diese Untergrenzen werden durch das Fehlen der typischen Merkmale definiert, die alltägliche Situationen eindeutig machen. Wer in einer Alltagssituation sagt „Ich liebe dich“ und dabei gelangweilt auf den Boden starrt, dem wird man diese Äußerung nicht abnehmen – der Gesprächspartner kann die Situation eindeutig entschlüsseln. In der Text-Simulation muss dagegen der Autor dieses Handeln (gelangweilt auf den Boden starren) sprachlich markieren, er muss es hinschreiben; tut er das nicht, ist für den Leser in der konkreten Textsituation unentscheidbar, wie dieser Satz „Ich liebe dich“ gemeint ist. Die Untergrenzen der Vieldeutigkeit liegen also da, wo der Autor sie in den Text einzieht. Je weniger er markiert, desto größer die Unbestimmtheit der literarischen Simulation.

Man könnte chaostheoretisch formulieren: Es hängt dann von den jeweiligen gesellschaftlich-kulturellen Bedingungen ab, von den jeweiligen sozialen Attraktoren, welche Bedeutungen mit welcher Wahrscheinlichkeit in welchem Zeitraum in welche fiktionalen Texte hineingeladen werden. Das Ganze ist unvorhersehbar.

Die Eigendynamiken der Kommunikationssituation dritter Ordnung lassen sich außerdem im Bereich der Bildenden Kunst zeigen, wo mit Duchamps »ready-mades«, also der Hereinnahme handelsüblicher Flaschentrockner oder Urinale als Ausstellungsobjekte ins Museum, der Kunstgegenstand nicht mehr über seine sinnlichen Qualitäten definiert wird, sondern ausschließlich über den Kontext: Das Urinal macht einzig und allein die Tatsache zum Kunstwerk, dass es im Museum steht. Dieser zunächst kritische Ansatz, der im 20. Jahrhundert zum Beispiel in der Konzept-Kunst stark ausge-

baut wird, lässt den Kunstgegenstand vollständig hinter dem sprachlichen Handeln verschwinden, das immer neue Bedeutungen erzeugt, die keine sinnfällige Basis mehr haben, was zu ganz eigenen Problemen führt und letztlich das Publikum dem Kunstbetrieb vollständig ausliefert.<sup>19</sup>

Angesichts der sich in der Wirklichkeitssimulation des sprachlichen Handelns potenzierenden Subjektivität stellt sich die Frage nach einem Modell, das literarisches Erkennen adäquat beschreibt. Je nach Blickwinkel kann man dabei von einem offenen oder geschlossenen System ausgehen. Aus der Sicht der menschlichen Gesellschaft und ihrem kollektiven, nur teilbewusstem Bedeutungserzeugen und Bedeutungswandeln lässt sich der unabschließbar in die Zukunft weisende Prozesscharakter mit seinen unvorhersehbaren Wirklichkeitsparametern betonen; hier hilft das Chaos-Modell weiter (siehe oben), weil es ein System beschreibt, in dem sich ständig neue, mehr oder weniger stabile literarische Strömungen und Rezeptionsstandards bilden (die Attraktoren).

Aus einer kosmologischen Perspektive aber ist das Universum und alles, was in ihm existiert, immer schon ein geschlossenes System mit einem unendlichen, quantischen Möglichkeitsraum. Für die Generierung von Sinn lässt sich dessen holistischer Ansatz einsetzen, die Verschränkung von allem mit allem. Nimmt man die Gesamtheit der literarischen Standards, der Lebens- und Leseerfahrung, der epistemischen und emotionalen Fähigkeiten eines Lesers als einen Quantenraum der Bedeutungsmöglichkeiten, in dem alles mit allem zusammenhängt und begreift man einen Text als das, was beim Rezipieren wie eine fremde Sonde in diesen individuellen Quantenraum eindringt: Dann bricht der kognitive Möglichkeitsraum des Lesers beim Erzeugen von bestimmten Bedeutungen in sich zusammen und legt sich auf ein Faktum fest – das, was man in diesem Augenblick verstanden zu haben glaubt. Von diesem Punkt aus entsteht ein neuer Möglichkeitsraum der Bedeutung, der die weitere Lektüre des Bandes beeinflusst, bei der nächsten Messung – dem nächsten Verstehensakt – erneut zusammenbricht, wieder ein Bedeutungsfaktum schafft und so fort. Die Physik nennt diesen Vorgang der Herstellung eines Quantenraums, in den dann eingegriffen, weil gemessen wird, Präparation. Dieser Vorgang ist beliebig oft wiederholbar.

Vom literarischen System her gesehen, kann man es auch so formulieren: Bei der Lektüre greift der Leser ein in einen Raum der Bedeutungsmöglichkeiten, die das literarische System darstellt. Beim Lesen fallen ständig Entscheidungen darüber, wie bestimmte Passagen zu verstehen sind. Aus einer großen Anzahl von Sinnmöglichkeiten, die der Text und das literarische System, in das er eingebettet ist, bereithalten, macht der Leser ein Faktum, das er in die Welt trägt: die für ihn gültige Lesart. Das Quantensystem Literatur bricht in diesem Moment zusammen. Analog zu Modellierungen der Quantentheorie lässt sich dieses Zusammenbrechen als ein zufälliges Ereignis begreifen, zufällig insofern, als jeder Leser entsprechend seines biographischen und intellektuellen Hintergrunds an einer anderen Sinnstelle in den Text und das mit ihm verknüpfte literarische System eindringt und auf diese Weise eine je andere Deutung zum Faktum wird. Von diesem veränderten Zustand aus, der den bereits bestehenden Lesarten unter Umständen eine neue hinzufügt und so das Beziehungsgeflecht der Bedeutungsmöglichkeiten verschiebt, kann ein anderer Leser an einer anderen Stelle in das literarische System eindringen und verändert damit den Status quo erneut. Hier berühren sich das Quanten- und das Chaosmodell zumindest in der Analogie, beide Theorien haben aber unterschiedliche Reichweiten und theoretische Voraussetzungen.

## **6. Subjektivität und Kosmologie**

Dass das Gehirn auf seiner physikalischen Basis quantisch ist wie alles Existierende, steht derzeit in den Naturwissenschaften außer Frage. Sollte sich herausstellen, dass auch das Bewusstsein, ja alle geistigen Phänomene quantisch funktionieren, dass also eine direkte Linie verläuft von der kosmologischen Geschehensmatrix bis zu den Selbstbeschreibungen der Subjektivität des Geistes, dann ergibt sich daraus Überraschendes für das literarische Erkennen und den ontologischen Status des Sinns, zumindest wenn man einer bestimmten Variante der naturwissenschaftlich-kosmologischen

---

<sup>19</sup> Vgl. ausführlich Gruber 2007: 68-70

Deutung folgt. Der Kern der Bedeutungszwiebel, der Anfang von allem und seine daraus resultierende Geschehensmatrix, die immer mehr Zwiebelschichten der Subjektivität angelagert und letztlich auch unser Bewusstsein hervorgebracht hat, und der von diesem Bewusstsein erzeugte Sinn wären dann nämlich gleich real, ontologisch gesehen also dasselbe. Die Frage, ob der menschlichen Selbstbeschreibung und ihren subjektiven Hervorbringungen an der äußersten Peripherie der Bedeutungszwiebel nur Wirklichkeit zukommt, wäre schlicht überflüssig. Und der Ansatz der Erklärenden Hermeneutik, das literarische Erkennen objektivieren zu wollen, würde in einem solchen geschlossenen System nur ein weiteres Faktum innerhalb des Quantenraums aller Möglichkeiten erzeugen. Das will ich zum Abschluss kurz ausführen.

Kosmogonisch ist mehrfach versucht worden, den Zustand vor dem Anfang von allem als ein mathematisches Etwas zu beschreiben. Noch vor jeder raumzeitlichen Geometrie wird eine »Prägeometrie« postuliert, eine rein mathematische Dynamik, die sich in einen physikalischen Zustand verwandeln lassen soll.<sup>20</sup> Jeder physikalische Zustand, der aus der Prägeometrie austritt, wäre danach nur rein zufällig, also objektiv und gleichzeitig subjektiv beschaffen. Die Prägeometrie stellte das objektive Etwas vor dem Anfang von allem dar. Ein objektives Nichts existiert theoretisch nicht. Was aber das objektive Etwas vor dem Anfang ist, aus dem alles emergiert, darüber streiten die Theoretiker. Objekte und »Zeitpunkte«, Einheiten also, die sich immer weiter unterteilen lassen, müssen ausgeschlossen werden, weil sonst ein unendlicher Regress droht und auf der Quantenebene mit ihrer Verschränktheit eindeutig abgrenzbare Entitäten nicht existieren, sondern sich allenfalls aus einer globalen Wahrscheinlichkeitswolke lokal klassische Objekte für eine bestimmte Zeit herauschälen.

Sinnvoll anzunehmen ist also nur eine diskrete Struktur, ein objektives Etwas, das sich kontinuierlich ineinander umwandeln lässt und notwendigerweise aus kleinsten Einheiten eine immer größere Komplexität erzeugt, ohne ein Objekt bzw. eine teilbare Entität zu sein. Dabei gibt es einige Probleme: Die kleinste Länge, mit der die Physik im Moment hantiert, die Plancklänge ( $10^{-35}$  Meter), ist nicht notwendigerweise eine Naturkonstante (das ist umstritten), sondern ergibt sich, wenn man verschiedene, von der Relativitäts- und Quantentheorie postulierte Naturkonstanten kombiniert und mit den Messproblemen vergleicht, die sich durch die Unbestimmtheitsrelation im Quantenbereich ergeben. Die Hauptschwierigkeit liegt in der immer noch nicht überwundenen Unvereinbarkeit von Allgemeiner Relativitätstheorie und Quantentheorie. Theoretische Schwierigkeiten bereitet außerdem die kleinste Zeiteinheit, die Planckzeit ( $10^{-43}$  Sekunden). Sie ist als die Zeit definiert, die das Licht braucht, um die Plancklänge zu durchqueren. Daraus ein objektives Etwas abzuleiten, dem eine ontologische Qualität zukommt, ist derzeit nicht möglich.<sup>21</sup> Kosmologisch lässt sich die objektive Subjektivität des Anfangs noch anders modellieren, nämlich dann, wenn man ein Nichts annimmt, das einem wie auch immer gearteten Etwas vorausgeht. D. h. der Anfang von allem ist nicht die soeben beschriebene Quantenfluktuation, die subjektive Objektivität, die ein mögliches Universum gebiert, sondern der Anfang von allem ist ein objektives Nichts, auf dem die initiale Quantenfluktuation aufsetzt. Bei diesem Gedankenexperiment geht also aus dem objektiven Nichts ein subjektiv-objektives Etwas hervor, der Anfang von allem (möglicherweise eine Quantenfluktuation), der einen (subjektiven, weil zufälligen) Kosmos erzeugt. Die Looptheorie geht in diese Richtung, nimmt aber kein Nichts an, sondern eine irgendwie geartete Urstrukturierung.<sup>22</sup>

Alle Vorschläge der Philosophie und der Physik, ein Nichts zu definieren, laufen auf ein Etwas bzw. – was ontologisch das gleiche ist – auf ein biologisch-subjektives (also gedachtes) Nichts hinaus. Jedes Nichts ist eine menschliche Konstruktionsleistung, auch wenn sie sich auf die Mathematik beruft. So haben der Philosoph David Pearce mit seiner »Nullontologie«<sup>23</sup> oder der Physiker Edward P. Tryon ein Universum vorgeschlagen, das sich im leeren Raum aus einer Quantenfluktuation entfaltet. Tryons »Nullsummenquantenkosmologie« postuliert, dass alle existierenden Eigenschaften al-

---

<sup>20</sup> Vgl. im Überblick Meschini/Leto/Piilonen 2005: 435

<sup>21</sup> Vgl. Eisenhardt 2006: 194f.

<sup>22</sup> Vgl. Ashtekar/Rovelli/Smolin 1992: 237

<sup>23</sup> Vgl. Pearce o. J.

ler Dinge so beschaffen sind wie die Reihe der ganzen negativen und positiven Zahlen, die sich gegenseitig zu Null aufheben, aber auf dem »Zahlenstrahl« nach links oder rechts sehr wohl definierte Werte annehmen. Der Kosmos würde also global eine Art Nichts darstellen, aber lokal ein Etwas.<sup>24</sup> Das Problem ist: Tryons Quantenfluktuation geschieht nicht in einem objektiven Nichts, sondern sein Kosmos emergiert aus einem gedachten Nichts, also einem subjektiv-biologischen Etwas, nämlich dem leeren Raum. Ähnlich verhält es sich bei der Tunnelung Alexander Vilenkins, durch die das Universum ins Sein tritt; eine Tunnelung geschieht durch eine Energiebarriere, also muss Vilenkins Nichts wenigstens ein energetischer Zustand, ein Etwas, sein, auch wenn Vilenkin ein objektives Nichts postuliert.<sup>25</sup>

Auf Grund von mathematischen Theoremen wie der Ramseytheorie, der zufolge totale Unordnung unmöglich ist, sowie der Quantenmechanik und verschiedener kosmologischer Überlegungen<sup>26</sup> lassen sich zwar vier Grundbedingungen für das objektive Nichts ableiten: Es müsste bewegt, zeitlos, einfach strukturiert und nichtempirisch sein, d. h. unserer Beobachtung nicht zugänglich. Auch diese Aussagen können sich aber immer nur auf ein subjektiv-biologisches Nichts beziehen, auf ein Nichts also, das wir denken können als Kinder des Etwas, und damit auf ein objektiv-subjektives Etwas, das wir als Universum bezeichnen und berechnen. Das ist der entscheidende Grund, warum sich keine Exophysik betreiben lässt, mit deren Hilfe sich ein Beobachter außerhalb unseres Universums stellen könnte, sondern jede Naturerkenntnis notwendigerweise und von ihrem ontologischen Modus her immer Endophysik darstellt, also innerhalb unseres Kosmos angesiedelt ist.

Die Möglichkeit freilich, dass es ein objektives Nichts gibt, auf das wir uns nur nicht beziehen können, weil wir nur das Etwas kennen und im Etwas existieren und denken, besteht trotzdem. Gäbe es dieses objektive Nichts, dann wäre nicht die uns umgebende Realität, bestehend aus dem Universum und dem ihm vorausgehenden objektiv-subjektiven Nichts des Anfangs, die objektive und für uns unerkennbare Realität, der wir uns mit unseren generierten kosmologischen Wirklichkeiten immer nur nähern können. Die für uns unerkennbare Realität wäre dann ein objektives Nichts, in dem ein objektiv-subjektives Nichts des Anfangs wurzelt und aus dem dann unser Kosmos geboren wurde. Aber wir können das nicht letztgültig entscheiden bzw. aus mathematischen Theoremen ableiten, die von dieser Welt sind.

Aus all dem folgt: Da wir ontologisch nicht einmal mit Hilfe der Mathematik in der Lage sind zu entscheiden, ob ein objektives Nichts existiert oder nicht bzw. davon ausgehen müssen, dass das biologisch-subjektive Nichts, das wir denken, nie objektiv ist, weil unser Denken ein Denken innerhalb, nicht außerhalb des existierenden Kosmos darstellt, muss sich unser Erkennen mit dem Erkennen einer objektiven Subjektivierung mindestens ersten Grades zufrieden geben – dem zum Faktum gewordenen Universum, das uns hervorgebracht hat und von dem wir postulieren, dass seine Geburt sich einer Quantisierung verdankt, einer Welt realer Möglichkeiten, aus der das Faktum unseres Kosmos hervorgegangen ist. Alles, was über diese Erkenntnisgrenze hinausreicht, eröffnet lediglich Möglichkeitsräume, von denen wir nicht wissen, ob sie zum Faktum geworden sind oder zum Faktum werden können.

Da wir allerdings solche Möglichkeitsräume mental erzeugen können und nur gedacht werden kann, was quantisch und damit letztlich kosmologisch immer schon angelegt ist, ist zumindest nicht auszuschließen, dass es sich hier um reale Möglichkeiten handelt, die sich nur innerhalb unserer Geschehensmatrix nicht organisiert haben, wohl aber als biologisch-mental strukturierte Information erhalten geblieben sind. Auch wenn man dem in seiner letzten Konsequenz nicht folgen mag: Logisch gesehen, ist es derzeit keine Alternative, die initiale Quantisierung, die am Anfang von allem stand, zu verneinen: Denn woher sollten Quantenphänomene kommen, wenn sie nicht schon immer in der Kosmogonie angelegt sind? Man kann diese initiale Quantisierung ontologisch auch als Teil

---

<sup>24</sup> Vgl. Tryon 1973: 396

<sup>25</sup> Vgl. Pagels 1992

<sup>26</sup> Vgl. Hawking 2001: 132-137 und Witten 2001: 136

eines biologisch-subjektiven Nichts auffassen; darüber hinaus lässt sich nichts sagen. Das liegt außerhalb unserer Denkmöglichkeiten, weil es außerhalb unseres Universums angesiedelt ist.

Eine entscheidende Frage ist also die nach der ontologischen Qualität der Subjektivierungen, nach der *Zwiebelhaut der Bedeutung*, wenn man so will: Ist die Subjektivierung ersten Grades, die kosmologische Geschehensmatrix, noch eine materielle Subjektivierung, so kommt mit der Nützlich/Schädlich-Dichotomie an der Nahtstelle zur Subjektivierung zweiten Grades eine individuell-aktivistische Verhaltensdimension hinzu, die am Übergang zur Subjektivierung dritten Grades eine neue Qualität erhält, weil die Generierung von Sinn und Semantik die Möglich/Nicht-möglich-Relationen überschreiten kann. Die Frage, wie aus einer energetisch-materiellen Geschehensmatrix mentale Subjektivität notwendigerweise resultiert, ist damit zumindest prinzipiell geklärt: Weil Möglichkeitsräume immer schon in Kosmogonie und Kosmologie angelegt sind; lediglich ihre Grade unterscheiden sich.

Einen ontologischen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Subjektivierungen formuliert derzeit nur das Weizsäcker-Görnitz-Modell aus. Bei diesem Äquivalenzansatz sind Materie, Energie und Information ineinander umwandelbare Entitäten.<sup>27</sup> Aus der Zerlegung von Materie- und Energiequanten in Quantenbits gewinnen Görnitz und Görnitz eine ganze Quantenphilosophie von Welt. Wenn man Quantenbits (Qbits) kosmologisch definiert, dann erscheinen sie als eine über das ganze Universum ausgebreitete »Schwingung«, deren Wellenlänge dem kosmischen Radius entspricht. Erst das Zusammenwirken vieler elementarer Qbits erzeugt so viel Information, dass damit ein kleiner Raumbereich eingegrenzt werden kann. Das Modell von Görnitz und Görnitz zeigt den Kosmos als ein sich entwickelndes dynamisches System, das mit einem Qbit zu existieren beginnt und durch das Anwachsen der Qbits bis zum heutigen Wert von rund  $10^{122}$  Qbits eine immer größere Fülle von Strukturen ermöglicht, wodurch der Informationscharakter »auskondensiert«. D. h.: Bei der Organisation der Quanteninformation in Energie- und Materiequanten wird der Informationsaspekt verdeckt und wir erkennen zunächst nur Materie und Energie, also den Kosmos mit seinen Sternhaufen, Galaxien, Sonnen, Planeten und Monden.

Der Informationsbegriff bleibt dabei höchst abstrakt; er darf nicht mit Bedeutung gleichgesetzt werden. „Der spannende Fakt in der Physik ist, dass man Information in ihrer Menge selbst dann messen kann, wenn man sie nicht weiß. Das eigentlich Schwierige ist der Abstraktionsanspruch, Information ohne Bedeutung zu denken.“<sup>28</sup> Hieran knüpfen Görnitz und Görnitz ihre Teleologie. Wenn unser Bewusstsein eng mit der abstrakten Information des Kosmos verwoben ist und Masse und Energie äquivalent zu setzen sind zu dieser kosmischen Information, dann ist auch alles grundsätzlich erkennbar. Denn die Strukturen um uns herum resultieren aus dieser Äquivalenz. Sie stellen nichts weiter dar als eine Ausdifferenzierung dieser Äquivalenz, als seine Kondensierung, bei der jeweils der Energie-, oder der Masse- oder der Informationsaspekt überwiegt. Wir eignen uns das Existierende in seiner jeweiligen Bedeutung für uns an und sorgen auf diese Weise dafür, dass alles, was zunächst nur als Energie, später als Materie existiert, zu strukturierter Information wird. Damit erhält die Entwicklungsgeschichte des Universums ein ganz bestimmtes Ziel: Der Kosmos strebt darauf zu, sich selbst zu erkennen. Die Bedeutung und der Sinn als Aneignung kosmischer Information durch das Lebendige sind also letztlich objektives Sein – zumindest innerhalb unseres Kosmos.

Was Görnitz mit abstrakter Information meint, lässt sich am Beispiel der Hieroglyphen verdeutlichen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein konnte man sie nicht entziffern, obwohl man wusste, dass sie eine Bedeutung haben. Die Information war da, aber sie war ungewusst. Ungewusste Information ist im gesamten Kosmos vorhanden. Alles, was aus dem Urknall hervorging, Galaxien, Sonnensysteme mit Planeten und schließlich Leben wie auf der Erde, ist kondensierte Information – die als Energie und Materie daherkommt. Nehmen wir den Menschen, so sind seine Erbanlagen, sein Genom, ein physikalisch-chemischer Bauplan, der seine Entwicklung vorstrukturiert. Umgekehrt ist alles im Universum, was wir erkennen können, genau diese Information, die wir unter anderem mit Hilfe mathe-

---

<sup>27</sup> Vgl. Görnitz/Graudenz/Weizsäcker 1992: 1929-1959 und Görnitz/Görnitz 2002

<sup>28</sup> Anmerkung gegenüber dem Verfasser

matischer Formeln ausdrücken. Das Universum speichert also das Wissen um seine Realität ab in seiner Existenz: Weil Energie und Materie da sind, ist auch Information darüber vorhanden, wie sie sich zur Welt organisieren. Das Universum ist die Struktur gewordene Information dessen, was es ist. Damit wird die Welt prinzipiell erkennbar. Wir Menschen und das biologische Leben im allgemeinen setzen einen kleinen Teil der vorhandenen kosmischen Information um in eine Inhaltswelt der Bedeutung. Erkennbarkeit ist also nur ein anderes Wort dafür, dass Geist und Materie ineinander verschränkt sind, dass sie wechselwirken.

Auf diese Weise stellt sich die Frage nach den unterschiedlichen Qualitäten der Subjektivierungen zumindest für die Subjektivierungen ersten (kosmologische Geschehensmatrix) und zweiten Grades (biologische Bedeutungsstrukturierung) nicht. Schwieriger ist das bei der Subjektivierung dritten Grades, der mental erzeugten Subjektivität. Für Görnitz wird ein kleiner Teil der kosmischen Information umgesetzt in biologische Bedeutung. Ist biologische Bedeutung aber immer schon äquivalent zu Sinn? Sinn überschreitet die Möglich/Nicht-möglich-Relationen der kosmologischen und biologischen Welt, er denkt auch materiell nicht Existierendes. Nehmen wir aber einmal den Äquivalenzansatz und die initiale Quantisierung als die kosmogonischen Grundprinzipien an, dann wohnt Subjektivierung allem, was existiert, immer schon inne. Mentale Subjektivität ist dann nur eine besondere Ausprägung der kosmischen Subjektivierung. Das bedeutet: Wir denken nicht das Nichtexistierende, sondern wir denken real Mögliches, das innerhalb unseres Kosmos nur nicht zum Faktum geworden ist im Sinne eines Geschehens, das aber dennoch immer schon in ihm angelegt ist in der Gesamtheit aller in unserem Universum überhaupt möglichen Quantenfluktuationen seit der Entstehung des Kosmos. Erkennen und Sinn wären damit keine ontologisch abgeleiteten Wirklichkeitsmodi der Subjektivität, sondern immer schon an bestimmte Wahrscheinlichkeiten gebundenes, reales Sein. Für die Literatur und das Nachdenken über sie würde das bedeuten: Die Wirklichkeitssimulationen der fiktionalen Texte lösen einen Teil der uneingelösten Versprechen des Universums ein, sie verweisen auf das, was noch alles hätte geschehen können oder – folgt man der Multiversen-Theorie – in einem anderen Universum geschieht. Und hatte nicht schon die Romantik davon geträumt, die versteinerte Welt der Dinge zu erlösen und mit Hilfe der Poesie zum Leben zu erwecken?<sup>29</sup>

## **7. Subjektivität und kognitive Hermeneutik**

Zum Abschluss will ich die soeben dargestellten Ergebnisse auf einige ausgewählte Aussagen der kognitiven Hermeneutik beziehen und diese vor dem Hintergrund der Bedeutungsschichten diskutieren. Beispielsweise fordert Peter Tepe bei der Interpretation literarischer Texte ein *Diskursbewusstsein*: „Das Nachdenken über die Perspektiven bzw. Leitfragen, an denen man sich explizit oder implizit orientiert, wenn man sich mit (literarischen) Texten beschäftigt, zeigt, dass die Aktivitäten sehr unterschiedlich sind. Es ist etwas deutlich anderes, das, was im Text geschieht, auf die persönliche Lebenssituation zu beziehen oder Erkenntnisziele in einem engeren Sinn zu verfolgen.“<sup>30</sup> Und an anderer Stelle: „Der Interpret glaubt, eine wissenschaftliche Erkenntnisleistung zu erbringen, während er de facto eine aneignende Interpretation vollzieht; er fasst eine aneignende Darstellung fälschlich als Erkenntnis auf.“<sup>31</sup>

So sehr diesen Aussagen hinsichtlich des Resultats – der literarischen Interpretation – zuzustimmen ist, erfassen sie das *Wie des Erkennens* nur sehr ungenügend. Erkenntnis ist immer aneignend. Die moderne Hirnforschung zeigt, dass zunächst eine unbewusste Bewertungsentscheidung vom Gehirn vorgenommen wird (etwa im limbischen System), bevor etwas ins Bewusstsein gelangt. Denken verfährt von daher nicht nur rational und bewusst, sondern zuallererst intuitiv. Hier unterscheiden sich wissenschaftliches Erkennen und nichtwissenschaftliches Erkennen nicht qualitativ, sondern lediglich hinsichtlich der später hinzukommenden, epistemischen Anteile, die im wissenschaft-

<sup>29</sup> Vgl. Volkmann-Schluck 41989: 45-23

<sup>30</sup> Tepe et al. 2009: 22

<sup>31</sup> Ebd. 24

lichen Diskurs größer sind. Zudem ist aus Sicht der Quantentheorie jedes individuelle Erkennen ein Eindringen in den Erkenntnisraum und die (unbeabsichtigte und nicht immer bewusste) Veränderung dieses Raums im Akt der Erkenntnis; insofern ist beobachterunabhängige Objektivität unmöglich. Selbstverständlich sind – wenn es um literarische Texte geht – Grade der Objektivierbarkeit innerhalb dieser Grundsubjektivität unterscheidbar, wie es die kognitive Hermeneutik versucht, etwa: Wie viele Perspektiven bezieht der Erkennende ein, nur eine, mehrere, bewegt er sich im Rahmen einer bestimmten Theorie etc.? Doch das Grunddilemma bleibt: Jedes Erkennen bedeutet ein Aneignen insofern, als man den Text und seine Bedeutungen für sich selbst reorganisieren muss. Und dieses individuelle Reorganisieren folgt einem holistischen Prinzip, bei dem im aktivierten Erkenntnisraum des Beobachters alles mit allem verbunden und nicht immer bewusst ist.

Denn im erkennenden Individuum sind die soziale Wirklichkeit und die individuellen, emotionalen und epistemischen Standards miteinander verschränkt. Die kognitiven Standards, denen unser Erkennen unterliegt, hängen nicht nur von den persönlichen Fähigkeiten ab, wie gerade der Geniekult der Geisteswissenschaften gerne unterstellt, sondern genauso von den Prägungen der Gesellschaften, in denen man gerade lebt. Das lässt sich diachron wie synchron verstehen. Diachron, also in der historischen Abfolge, leiten unterschiedliche Erkenntnisinteressen unterschiedliche Gesellschaften – und das nicht immer bewusst. Wir folgen sozialen Regeln blind; ich habe das Sozialemantiken genannt. Synchron gesehen, prägen jeden von uns un- bis halbbewusste Verhaltensstandards, die wir im Laufe unseres Lebens erworben haben und die man auch als *soziale Muster* bezeichnen könnte. Sie wirken in die Kommunikationsvorgänge hinein, steuern sie bzw. beeinflussen sie oft unbewusst.

Solche *Variablen der Kommunikation* hat die Sozialpsychologie beschrieben.<sup>32</sup> Beispielsweise ist man an ein Verhalten bzw. ein literarisches Wertesystem dann mehr gebunden, wenn es große Anstrengung erfordert hat, sich eine bestimmte Position zu erarbeiten (Commitment-Theorie). Dieses Verhalten, das oft in eine Art Beratungsresistenz mündet, zeigen Geisteswissenschaftler an Hochschulen auffallend oft. In bestimmten Situationen wie einer Dichterlesung oder bei der Beschäftigung mit Literatur werden zudem bestimmte Skripte aktiviert, die das Erkenntnisvermögen fokussieren und störende, also nicht bestätigende Informationen unbewusst herausfiltern. Vom Selbstwert jedes Einzelnen hängt es etwa ab, ob man sich und sein (literarisches) Urteil positiv einschätzt und dann eine gewählte oder verworfene Alternative auf- oder abwertet. Ein Übriges tun Variablen wie Machtverhältnisse (Professor – Student), Selbstaufmerksamkeit und Verhaltensüberwachung (Idealist versus Opportunist) oder die Sprache selbst (fachbegriff- und kompetenzsuggerierend versus laienhaft). Insgesamt führt das zu Asymmetrien in der Kommunikation auch über Literatur: Es gibt Meinungsführer, die den Diskurs dominieren, und Diskursverlierer, die sich vielleicht gar nicht daran beteiligen oder sich anpassen. Die Erkenntnismöglichkeiten, anders gesagt, der theoretisch mögliche Output an literarischen Interpretationsmodellen zu einem gegebenen Zeitpunkt, wird so beschnitten.

Außerdem spielen unbewusste Gruppendynamiken eine große Rolle in menschlichen Kommunikationsprozessen: Es kommt zu Koalitionen (*die* und *wir*) mit Aufwertungs- und Abwertungsprozessen; das literarische Wertesystem, das die eigene Gruppe (beispielsweise der Hochschullehrer) hervorbringt, wird grundsätzlich positiver beurteilt als das Wertesystem der Fremdgruppe (etwa der zeitgenössischen Autoren oder Kulturjournalisten), was zur Perpetuierung eines Literaturbegriffs führen kann, den spätere Gesellschaften verwerfen (ein Beispiel ist die Ablehnung u. a. des Expressionismus durch die klassizistisch geprägte wilhelminische Hochschulgermanistik). Grundsätzlich gilt: Je größer die Majorität, desto größer die Neigung zu Faulheit und Aggressivität (Deindividuation). Es ist das Verdienst der Chaos-Theorien, dass sich mit ihrer Hilfe auf der theoretischen Ebene solche Prozesse abbilden lassen, und zwar von den individuellen, literarischen Interpretationen aus, deren Kumulation zu (auch konkurrierenden) Interpretationsschulen führen und schließlich zu Erkenntnisströmungen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene (Attraktoren; siehe oben). Letztlich geht es dabei

---

<sup>32</sup> Anmerkung: ausführliche Literaturangaben in Gruber 2007: 75-102

immer um zwei Kerngrößen: Was reduziert den Output an literarischen Erkenntnismöglichkeiten und führt über Kumulationseffekte – also dem Sich-an-schließen an ein bestehendes Erkennen – zu literarischen Erkenntnismustern, denen man eine bestimmte Zeit in einer Gesellschaft folgt? Hier bietet die Sozialpsychologie Erklärungsmuster für die unbewussten, individuellen Kumulationseffekte. Und: Wie lange folgen Gesellschaften diesen Erkenntnismustern? Denn literarische Texte sind nur so lange literarisch, wie sie als literarisch gelesen werden, wie geistige Interpretationsenergien in sie hineingesteckt werden. Ist das nicht mehr der Fall, rollen sie ins Vergessen, chaostheoretisch-thermodynamisch gesprochen: Sie erreichen den Gleichgewichtszustand.

Diese Verhaltensmechanismen und erkenntnissteuernden bzw. -beeinflussenden Schemata können wir uns im Akt der literarischen Interpretation nicht vollständig bewusst machen, wie es die kognitive Hermeneutik anstrebt. Insofern ist ihrem Anspruch, beispielsweise zwischen einer wahren oder falschen, zutreffenden oder unzutreffenden künstlerischen Strategie unterscheiden zu wollen, kaum gerecht zu werden. Denn der Künstler ist sich seiner Voraussetzungssysteme ja ebenfalls nicht voll bewusst; und auch die kognitive Hermeneutik wird sich nie aller ihrer Voraussetzungssysteme bewusst sein. Dennoch ist es das Verdienst der kognitiven Hermeneutik, das wenigstens zu versuchen bzw. die eigenen Erkenntnisvoraussetzungen und Methoden so weit wie möglich offen zu legen. Hinzu kommt, dass gerade literarische Texte gerne mit den untergründigen, nicht rational-bewussten Dimensionen unseres Denkens spielen, mit den Oszillationen des Unfassbaren, die nur Annäherungen erlauben, sich aber bei jeder Annäherung dem eineindeutigen Zugriff entziehen und mehrdeutig bleiben (siehe oben: *Bruchstückhaftigkeit*). Und Mehrdeutigkeit heißt nichts anderes, als dass ein Text sich auch von künftigen Generationen für deren Bedeutungsgenerierungen immer wieder als Literatur erschließen lässt, weil andere Lebensumstände unweigerlich andere Voraussetzungssysteme für das Erkennen und damit andere interpretatorische Zugänge hervorbringen. Literatur ist insofern, ganz im Sinne des chaostheoretischen Zugangs, kreativ, also offen für die Zukunft.

Tepe unterscheidet zudem unterschiedlichen Sinn im fiktionalen Text, er spricht von „Sinn-Objektivismus“, „Textwelt-Sinn“, „Prägungs-Sinn“<sup>33</sup> oder „Anweisungen, wie der Leser dieses Vorstellungsbilde zu erzeugen hat“.<sup>34</sup> Hier gelten die gleichen Einschränkungen, wie ich sie im Zusammenhang mit dem Erkennen ausgeführt habe. Allerdings ist m. E. insbesondere der Begriff der Anweisung problematisch, weil eine *Anweisung* eine Aussage darstellt, deren Ziel es ist, eine Funktionalität zu begründen. Beispiel: Eine Bedienungsanleitung erteilt Anweisungen, die sich dann als objektiv richtig erweisen, wenn das Gerät, das in Betrieb genommen werden soll, funktioniert. Ein Text wie eine Bedienungsanleitung steht aber nicht für sich, wie wir gesehen haben, er setzt sich vielmehr einem Trial-and-Error-Verfahren aus, d. h. man kann ihn an der Wirklichkeit ausprobieren, er ist damit objektivierbar – das Gerät funktioniert oder funktioniert eben nicht.

Im Zusammenhang mit literarischen Texten von „Anweisungen“ zu sprechen, halte ich von daher für unglücklich: Literarische Texte lassen sich nicht an der physischen Umwelt ausprobieren und von vielen Menschen in gleicher Weise objektivieren, indem sie eine Funktionalität begründen. Literarische Texte simulieren Kontexte, aber sie lassen (zwangsläufig) Leerstellen innerhalb dieser Kontexte, die vom Rezipienten nicht eineindeutig zu füllen sind (Bruchstückhaftigkeit). Literarische Texte gehören einer Kommunikationssituation dritter Ordnung an, während Bedienungsanleitungen in der Kommunikationssituation zweiter Ordnung angesiedelt sind. In der Kommunikationssituation dritter Ordnung entfällt das Korrektiv des Trial-and-Error-Verfahrens, das unsere physische Existenz, unsere biologisch-evolutionäre, auch intellektuelle Grundausstattung prägt. Das soll nicht heißen, dass es sinnlos ist, sich um Objektivität in Form eines fundierten Zugangs zu einem literarischen Text zu bemühen; das ist ganz im Gegenteil wünschenswert, wie Goethes Werther zeigt, der sich keinesfalls als kommunistisches Manifest lesen lässt. Die Objektivierungsversuche der kognitiven Hermeneutik sind insofern außerordentlich hilfreich. Ich möchte lediglich auf ein erkenntnistheoretisches Dilemma hinweisen und einen philosophischen Vorbehalt geltend machen.

---

<sup>33</sup> Ebd. 31

<sup>34</sup> Ebd. 31f.

Schließlich lehnt die kognitive Hermeneutik „alle Theorien ab, die eine *absolute* Sonderstellung der Geistes- oder Kulturwissenschaften behaupten und diese dadurch begründen, dass eine Sondermethode postuliert wird“.<sup>35</sup> Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen: Der Erkenntnisapparat des Menschen ist evolutionär geprägt, auch wenn er ihn auf seine eigenen kulturellen Hervorbringungen anwendet. Dennoch ist die Kategorie des Sinns eine rein menschliche Kategorie, die sich unterscheidet von der Geschehensmatrix, die physikalisch-kosmologischen Gesetzmäßigkeiten folgt, und die sich unterscheidet vom Verhalten, einem System biologischer Feedbackstrukturen, das erst das Leben durch seine Überlebensmatrix und eine Nützlich-/Schädlich-Dichotomie hervorbringt (siehe oben). Der Sinn gehört der Kommunikationssituation dritter Ordnung an, das Korrektiv des Trial-and-Error entfällt weitgehend bzw. ist sozial überformt, was seine Objektivierbarkeit mindert, da er – das Görnitz-Modell einmal beiseite gelassen – einer anderen ontologischen Zwiebel-schicht angehört als eine Galaxie, ein Ameisenhaufen oder eine Autobahnbrücke. Wir bewegen uns mit den Geistes- und Kulturwissenschaften im Bereich der Selbstbeschreibungen: Jede Methodik muss hier größere Unschärfetoleranzen akzeptieren. Und letztlich akzeptiert die kognitive Hermeneutik diese Unschärfen bis zu einem gewissen Grad. Ihr geht es in erster Linie um objektivierbare Verfahren.

Sofern es also das Anliegen der kognitiven Hermeneutik ist, den unmotivierten Pluralismus innerhalb der Literaturwissenschaft einzudämmen und an Plausibilitäten zu knüpfen, ohne den Anspruch zu haben, das grundsätzliche Dilemma des Erkennens aufheben zu können, ist ihr voll und ganz beizupflichten. Letztlich bewegt sie sich damit auf einem Terrain, das auch die Naturforschung nicht verlassen kann. Denn aus kosmologischer Perspektive war es eine Zufälligkeit, womöglich eine Quantenfluktuation – ein *kosmischer Schluckauf* sozusagen –, der genau unser Universum und uns hervorgebracht hat. Wir und alles, was um uns herum existiert, ist damit eine einzige große Subjektivität, in der bestimmte Gesetzmäßigkeiten – soweit wir sie überhaupt erkennen können – nur rein zufällig so sind, wie sie sind. Wären die Parameter des Anfangs vor dem Anfang ein klein wenig anders gewesen, sähen sowohl die Naturgesetze wie auch der Kosmos ganz anders aus, als wir es gewohnt sind. Und uns und unseren Sinn gäbe es nicht. Oder er wäre ein anderer.

### **Literatur**

*Albert, G.*: Moderater methodologischer Holismus. Eine weberianische Interpretation des Makro-Mikro-Makro-Modells, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57, 2005

*Arendes, L.*: Gibt die Physik Wissen über die Natur? Das Realismusproblem in der Quantenmechanik, Würzburg, 1992

*Ashtekar, A./Rovelli, C./Smolin, L.*: Weaving a Classical metric with Quantum Threads, in: *Physical Review Letters* 69, 1992

*Atmanspacher, H.*: Contextual Emergence of Mental States from Neurodynamics, 2005, im Internet: <http://www.igpp.de/english/tda/pdf/potsdama12.pdf>

*Beckermann, A.*: Ist Bewußtsein reduktiv erklärbar?, in: Breuninger, R./Stephan, A. (Hrsg.): *Geist und Welt*, Ulm, 2001

*Bickle, J.*: *Philosophy and neuroscience. A ruthlessly reductive account*, Dordrecht u. a., 2003

*Bode, D.* (Hrsg.): *Gedichte des Expressionismus*, Stuttgart, 1998

*Bohr, N.*: *Atomphysik und menschliche Erkenntnis: Aufsätze und Vorträge aus den Jahren 1930 bis 1961*, Braunschweig, 1985

*Eisenhardt, P.*: *Der Webstuhl der Zeit. Warum es die Welt gibt*, Reinbek, 2006

*Emmeche, C.*: A-life, organism and body: The semiotics of emergent levels, in Bedeau, M. et al.

---

<sup>35</sup> Ebd. 33

- (Hrsg.): Workshop and Tutorial Proceedings. Ninth International Conference on the Simulation and Synthesis of Living Systems (Alife IX), Boston/Mass., 2004
- Görnitz, T./Graudenz, D./Weizsäcker, C. F. von: Quantum Field Theory of Binary Alternatives, in: Intern. J. Theoret. Phys. 31, 1992
- Görnitz, T./Görnitz, B.: Der kreative Kosmos. Geist und Materie aus Information, Heidelberg, Berlin, 2002
- Gruber, C.: Literatur, Kultur, Quanten. Der Kampf um die Deutungshoheit und das naturwissenschaftliche Modell, Würzburg, 2005
- Gruber, C.: Was ist Bedeutung? Eine Naturphilosophie der Subjektivität, Würzburg, 2007
- Gruber, C.: Glaubwürdig kommunizieren. Interne und externe Strategien für Führungskräfte und Pressestellen, Wiesbaden, 2010
- Hawking, S.: Das Universum in der Nusschale, Hamburg, 2001
- Heisenberg, W.: Physik und Philosophie, Frankfurt/M., 1973
- Hense, B./Kuttler, C. et al.: Preisträger des Erwin-Schrödinger-Preises 2007 für die Analyse der Strategien von Bakterien in komplexen, natürlichen Umgebungen, Helmholtz-Gemeinschaft, Berlin, im Internet: <http://idw-online.de/pages/de/news?print=1&id=214012>
- Kaulbach, F.: Immanuel Kant, Berlin, New York, <sup>2</sup>1982
- Keller, R.: Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens, Stuttgart, 1995
- Kim, J.: Physicalism, Or Something Near Enough, Princeton, 2005
- Merten, K./Schmidt, S. J./Weischenberg, S. (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen, 1994
- Meschini, D./Lehto, M./Piilonen, J.: Geometry, pregeometry and beyond, in: Studies in History and Philosophy of Modern Physics 36, 2005
- Miller, G. F.: Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes, Heidelberg, Berlin, 2001
- Neisser, J. U.: The shape of things to come: Psychoneural reduction and the future of psychology, in: Phenomenology and the Cognitive Sciences 4, 2005
- Northoff, G.: Die Fahndung nach dem Ich. Eine neurophilosophische Kriminalgeschichte, München, 2009
- Pagels, H. R.: Perfect Symmetry. The Search for the Beginning of Time, London, 1992
- Pearce, D.: Why does Anything exist?, o. J., im Internet: <http://www.hedweb.com/nihilism/nihilfil.htm>
- Spitzer, M.: Selbstbestimmen. Gehirnforschung und die Frage: Was sollen wir tun?, Heidelberg, Berlin, 2004
- Stephan, A.: Emergenz, Dresden, 1999
- Tepe, P./Rauter, J./Semlow, T.: Interpretationskonflikte am Beispiel von E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann*, Würzburg, 2009
- Tryon, E.: Is the Universe a Vacuum Fluctuation?, in: Nature 246, 1973
- Volkmann-Schluck, K. H.: Novalis' magischer Idealismus, in Steffen, H. (Hrsg.): Die deutsche Romantik, Göttingen, <sup>4</sup>1989

*Wagner*, A. (Hrsg.): Studien zur Evolutorischen Ökonomik III: Evolutorische Mikro- und Makro-  
ökonomik, Berlin, 1995

*Wesson*, R.: Die unberechenbare Ordnung. Chaos, Zufall und Auslese in der Natur, München, 1991

*Witten*, E.: Reflections on the fate of spacetime, in Callender, C./Huggett, N. (Hrsg.): Physics meets  
Philosophy at the Planck Scale, Cambridge, 2001